

2006

Roland Rissel

# | Long way to Arschloch

| A little bit Pseudobiografie

„Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch!“ (Der Abgeordnete Joschka Fischer am 18. Oktober 1984 zum damaligen Bundestagsvizepräsidenten Richard Stücklen)

## | Die üblichen Verdächtigen

In einer mittelständischen deutschen Familie gibt es Momente, in denen die Eltern verzweifeln und Momente, in denen sie voller Stolz auf ihre Kinder sind. Das primäre Erziehungsziel eines jeden anständigen Elternpaares sollte es doch sein, das Kind zu einem anständigen, moralisch stabilen Mitglied der Gesellschaft heranzuziehen und dabei zuzuschauen, wie es sich auch noch in den Jahren des Erwachsenseins auf die Grundwerte der elterlichen Erziehung bezieht und das Paar die verlorenen Jahre vergessen lässt. Die Einbußen, die Zeit, die nicht zu zweit genutzt werden konnte. Die Stunden der sexuellen Aufklärung, in denen die Eltern verzweifelt feststellen mussten, dass vielmehr das Kind selbst den Eltern etwas beibrachte, statt andersherum. All dies sollte in diesen Momenten des Stolzes in den Hintergrund treten und es vergessen machen, dass man ein Stück seines eigenen Lebens hergab, um ein anderes Leben aufzubauen.

Meine Eltern hatten mir immer beigebracht, anständig zu sein. Bescheiden sollte ich werden, großherzig und voller Toleranz. In den ersten 13 Jahren hatten sie mit dieser Taktik vollen Erfolg. Ich war zu einem schlichtweg erbarmungslosem Loser herangezüchtet worden. Seit frühester Kindheit mit dem Handicap einer Brille, einer zusätzlichen Augenfehlstellung und einer Schwächigkeit ausgestattet, hatte der Erziehungsstil meiner Erzeuger das I-Tüpfelchen auf meinen Leidensweg gesetzt. Sie hatten mir gepredigt, mich nicht zu schlagen, nicht gemein zu anderen Menschen zu sein und mich aus Dingen herauszuhalten, die mich nichts angingen. Letzteres war nicht der schlechteste Rat auf der Welt, doch hatten meine Eltern versäumt in ihre Rechnung mit einzubringen, dass man auch als Unbeteiligter schnell in die Fänge des Bösen geraten kann.

Das Böse. In manchen Horrorfilmen ist es ein mutiertes Monster von riesigen Ausmaßen, in manch Legenden die Nemesis der Helden und manchmal wird es einfach nur ominös ins Spiel gebracht, um feine Menschen mit Anstand in Angst und Schrecken zu versetzen. In meinem Leben personifizierte sich dieses Böse in Gestalt von Axel „der Bulldozer“ Hahnke. Ein Ungetüm von kleinem Jungen, dem man beigebracht hatte, niemals, aber auch wirklich niemals, irgendetwas so hinzunehmen, wie es war und stetig den Fluss des Bösen wahrzunehmen und auszuleben. In der Grundschule verstanden wir uns noch relativ gut. Aber irgendwann musste mit Axel etwas passiert sein, denn plötzlich fand er Gefallen daran, mir seine körperliche Überlegenheit zu demonstrieren. Es verpasste mir im Laufe der dritten und vierten Klasse mehr Hämatome

als ich zu diesem Zeitpunkt meiner schulischen Entwicklung fähig war zu zählen. Ein einziges Mal hatte ich den Mut gegen meine Erziehung anzukämpfen und mich zu wehren. Axels Kopf endete an der Wand der Schultoilette für Jungen, er zog sich eine Platzwunde am Kopf zu und ich mir seinen übergroßen Zorn. Denn anders als vielleicht manche vermuten mögen, herrschte in mir nach diesem Übergriff meiner tierischen Instinkte kein Tornado der Zerstörung in mir, sondern die feine Nuance eines Schreckens. Als ich das viele Blut sah, das aus Axels Wunde trat, konnte ich nicht mehr anders, als meine Tat zu bereuen und ihm zu helfen. Eine halbe Stunde saß ich mit ihm im Büro des Schularztes und sah zu, wie man ihn nähte, tröstete und mir die größte Schuld meines bis dahin jungen Lebens einpflanzte. Axel beantwortete die Frage, wie es dazu gekommen sei, dass er eine Kopfwunde habe und was ich denn damit zu tun habe, mit einer Lüge. Er sagte, er sei ausgerutscht und mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen, und ich sei dazugekommen und habe ihm geholfen. Gut, sein Kopf war gegen die Wand geschlagen, allerdings durch meinen wütenden Übergriff, aber die Sache mit dem Helfen war wenigstens die Wahrheit. Als ich hörte, wie er log, dachte ich, diese Tat würde uns zusammenschweißen und einander näher bringen, denn für mich war der Umstand seiner Lüge ein Indiz dafür, dass er mich nicht in diese Sache mit hineinziehen wollte. In einer gewissen Art und Weise hatte ich mit meiner Vermutung auch Recht – es brachte uns näher. Allerdings anders als mir lieb war. Seine Gewalt mir gegenüber nahm ungeahnte Ausmaße an, denn als wir gemeinsam in den Sonnenschein eines kühlen Novembermorgens traten, strich er sich nur ganz langsam über die genähte und mit einem Pflaster überklebte Stelle seines Kopfes, blinzelte mich dann an und verprügelte mich so, wie er es vorher noch nie getan hatte. Anders als vorher benutzte er nicht nur leichte Schläge und verbale Demütigungen, er schlug wahrlich hart zu und ließ erst von mir ab, als meine Lippe, meine Nase und noch viele andere Körperstellen bluteten. Als ich nach Hause kam, waren meine Eltern entsetzt! Wie hatte ich mir nur so wehtun können, als ich „vom Baum gefallen“ war? Die Wahrheit, die konnte ich ihnen nicht sagen. Erstens hätten sie mir die Schuld gegeben, weil ich Axel zuerst gegen die Wand geschleudert hatte, und zweitens hätte es eine große Diskussion mit der Schule und mit Axels Eltern gegeben und daran konnte mir nicht gelegen sein, dachte ich an meine künftige Sicherheit.

Die Gewalt ließ nach mit der Zeit. Irgendwann fand Axel einen anderen Sack zum Schlagen, dann kamen die Mädchen in die Quere, die interessanter waren als jeder Junge mit blutender Nase und am Schluss rauchte Axel nur noch eine Tüte nach der anderen und vergaß die Welt um sich herum. Wenn ich richtig informiert bin, ging er zur Bundeswehr und konnte dort im Manöver seiner Wut auf die Welt freien Lauf lassen. Heute, fast 20 Jahre nach seiner ersten Attacke gegen mich, ist er, glaube ich, Verwaltungsfachangestellter in einer kleinen unbedeutenden Kreisstadt.

Ich hingegen blieb lange Zeit der Loser, zu dem ich erzogen wurde. Auf dem Gymnasium konnte ich mich zwar zumeist der Schlägereien entziehen und unbeschadet meinen Weg gehen, doch suchte ich sehr lange nach diesem Weg. Mathematik und Fremdsprachen lagen eindeutig abseits davon, denn sie führten dazu, dass ich eine Stufe zurückgesetzt wurde, was wiederum zur Folge hatte, dass ich in einen neuen Strudel der Unbarmherzigkeit gezogen wurde. Diesmal war es nicht nur eine Person, sondern direkt eine Clique, die sich meiner Wenigkeit annahm und unter der ich zwei weitere Jahre lang zu leiden hatte. Schwämme im Nacken, demütigende Spitznamen und die tägliche Qual schlechten Miteinanders vermiest mir die Laune auf die Schule. An manchen Tagen war es ruhig um mich, dann wurde es wieder und wieder nachgeholt, was an den vorhergegangenen versäumt wurde, und im Allgemeinen kann man sagen, dass ich mehr oder weniger ein Buhmann war.

Man brauchte mich nur anzusehen, um mir mein Mitleid bescheinigen zu können. Viel zu lange hatte mir meine Mutter die täglichen Kleider herausgesucht und den Ansatz eines eigenen Geschmacks im Keim erstickt. Ich trug viel zu kurze ausgewaschene Hosen, Sweatshirts, die auch schon bessere Tage erlebt hatten und Schuhe mit Klettverschluss! Letztere gingen allerdings auf meine Kappe, da ich lange Zeit keine Lust hatte, mich ewig mit dem Binden einer Schleife aufzuhalten. Klett ging so einfach und schnell, da hatte ich schnell Gefallen dran gefunden. Allerdings ließen sich Klettverschluss und Chic nicht miteinander in Einklang bringen... Aber da ich zu dieser Zeit, wie bereits erwähnt, keinen eigenen Sinn für Geschmack und Mode besaß, machte ich mir auch keine Gedanken darüber. Meine Haare waren aber wieder ein Produkt mütterlicher Unbekümmertheit. „Pisspottschnitt“ – das war das Wort der Stunde. Ich trug einen Pony und rundherum befanden sich blonde Haare. Das war meine Frisur, falls man die bloße Ansammlung von Haaren überhaupt als solche bezeichnen konnte. Meine Brille war auch viel zu groß und hatte viel zu viele Jahre auf dem Buckel als dass ich sie schön und ansehnlich finden konnte. Aber mit einer elenden Weitsichtigkeit und einer Fehlstellung, die einem Maulwurf alle Ehre gemacht hätten, konnte ich mir Sexappeal mit Brille nicht leisten. Meine Rettung manifestierte sich in der Erfindung von Kunststoffgläsern, die nach und nach meine Bausteine im Brillengestell ersetzten. Zwar immer noch von beeindruckender Dicke, aber in keiner Weise mit dem alten Stil zu vergleichen.

Den ersten Schritt in Richtung Besserung machte ich, nachdem man mir signalisiert hatte, dass ich dennoch ein feiner, wenn auch geschmackloser Kerl war. Man hatte mir gesagt, ich sei ein angenehmer Zeitgenosse und dass ich ruhig mehr aus mir machen könnte, würde ich einiges an mir verändern. Da diese Worte aus dem Mund der wunderschönen Maren kamen, fasste ich den Entschluss, mich zu emanzipieren und eine Erneuerung durchzumachen. Erst: die Haare. Statt den ewig langweiligen und mittlerweile mehr als out erscheinenden Pisspott, gönnte ich mir einen Kurzhaarschnitt und entdeckte das Haargel für mich. Anfangs noch recht ungeholfen, entwickelte ich mit der Zeit der Anwendung ein durchaus gut aussehendes Ergebnis in Sachen Hairstyling. Mit den kurzen Haaren und dem Gel wechselten auch die Hosen und Sweatshirts. Aus den Hochwasserhosen wurden Ebbehosen, wenn man sie so nennen durfte. Zwar immer noch eng und ohne Stil, aber wenigstens in der richtigen Länge beflügelten sie mich und mein Selbstwertgefühl. Dass ich mir weiterhin die Enge antat, lag eher an meiner Unbeholfenheit in Sachen Mode. Die Sweatshirts wurden gegen Hemden ersetzt. Kariert, gestreift, mal mit Muster, mal uni, aber Hemden. Sie wurden zu meinem Markenzeichen und meinem Leben, denn ich entwickelte mit der Zeit nicht nur einen Sinn für Styling (oder vielmehr das, was ich persönlich unter Styling verstand), sondern auch einen ungehorsamen Ton als Besserwisserei, und dazu passten Hemden in allen Variationen eben perfekt. Ich sah aus wie ein Streber, und wären nicht meine mittelmäßigen Noten dazugekommen, hätte ich auch leicht als einer durchgehen können.

Der seichte Wechsel des Freundeskreises ging einher mit meiner Entwicklung. Verbrachte ich in den Anfängen meiner weiterführenden Schulzeit die Pausen und Nachmittage noch mit vergleichsweise harmlosen Eierköpfen und Freaks, näherte ich mich immer mehr der gemäßigten Coolness an. Keine krassen Checker und Bunnys, aber durchaus gut angesehene Mittelständerkinder, die mich in ihre Reihen aufnahmen, konnte ich nach einem Jahr Metamorphose meine Freunde nennen. Ich wurde integriert und aufgenommen und das war die größte Bestätigung für mich und meinen neuen Weg. Die Noten wurden zwar nicht besser, aber ich selbst wurde besser, zumindest empfand ich das, was ich geworden war, als besser als das, was ich gewesen war.

Den Höhepunkt meiner Emanzipation aus den Fängen meiner elterlichen Erziehung erreichte ich mit etwa

17 Jahren. Es war die Geburtstagsfeier meines Lebens und der Zeitpunkt, an dem ich dachte, ich könnte alles erreichen. Ich hatte es geschafft, die restlichen Freaks und die normalen Mittelständerkinder in ein trautes Beisammensein zusammenzubringen und mit ihnen ein durchaus rauschendes Fest zu feiern. Es floss viel Alkohol, es gab viel laute Musik (den Rock hatte ich für mich als das richtige an Musik entdeckt) und es gab die bescheidene Bestätigung, dass ich über die Jahre hinweg die richtige Entwicklung durchgemacht hatte. Denn ich hielt die französische Austauschschönheit der Oberstufe in meinen Armen und durfte Tittendrücken. Für einen 17jährigen meines Standes die Inthronisierung in die Gesellschaft. Leider setzte ich die Machtfülle, die mich dadurch umgab, nicht um. Ich ließ stattdessen alles verstreichen, was sich verstreichen lassen ließ. Die Chance auf einen Kuss, die Chance, die deutlich alkoholisierte Französin nach Hause zu bringen und dabei zu fummeln und auch die Möglichkeit, mich damit bei anderen Frauen in Szene zu setzen. So endete die Geburtstagsfeier wie mein neuer Lebensabschnitt begonnen hatte: der Wille zur Veränderung war zwar da, aber leider fehlte mir die Erfahrung, diesen Willen gekonnt umzusetzen.

## | Drei-Klingen-Bluter-System

Was macht einen Mann aus? Ist es der markante Moschusgeruch, der durch seine Poren strömt und den andere Männer als eine Aufforderung zum Hahnenkampf ansehen? Oder sind es die Muskeln, die seinen Körper formen und die er jeden Tag aufs Neue pflegen und hegen muss, damit sie nicht wie ein falsch zubereitetes Soufflé in sich zusammenfallen? Ist es vielleicht der männliche Charme, mit dem er die Frauen um den Verstand bringt und ihnen zeigt, wer die Hosen anhat, der Frau somit ohne Worte zu verstehen gibt, dass nur in seinen Armen und in seinem Bett die Sicherheit geboten wird, auf die sie sich so gerne beruft?

Es wird wohl viele weit auseinander gehende Meinungen zu diesem Thema geben, aber letztlich gibt es nur die eine einzige, ultimative Antwort, die jeder Mann kennt und wenn sie auch nur tief in seinem Männerherzen schlummert und darauf wartet, durch die richtigen Hormonschübe erwachen zu dürfen. Entwicklungsbedingt beginnt der Bartwuchs eines Mannes zwischen dem 13. und 15. Lebensjahr, mittlerweile durch die fortgeschrittene Überreife der jetzigen Jugend vielleicht auch schon mit 11  $\frac{3}{4}$ . So ein Bartwuchs, das heißt schon was. Denn er trägt die sagenumwobene Antwort des Mannes in sich: der verwegene geschnittene Dreitagebart. Er stellt die pure Männlichkeit dar und mit seiner Hilfe kann selbst der schlimmste Loser und sein bester Kumpel, der hoffnungsloseste Eierkopf, zu einem gestandenen Mann werden. Pech nur, wenn man Probleme mit dem Bartwuchs hat und es nicht so richtig sprießen will.

Als ich das erste Mal feststellte, dass ich Haare im Gesicht hatte, war es bereits zu spät. Eine damalige Bekannte wies mich in einer ruhigen Minute daraufhin, dass ich mich mal rasieren sollte, schließlich könne ich ja nicht ewig mit diesem Flaum in der Fresse durch die Gegend rennen und so tun, als sei nichts. Rasieren, das war eine Sache, die ich zuvor nie in Erwägung gezogen hatte. Mein Vater hatte irgendwann einfach damit aufgehört und sich einen Vollbart wachsen lassen und mein Bruder war einer der Sorte, der sich nur rasierte, wenn er drauf und dran war, eine Frau ins Bett kriegen zu wollen – eine eher seltene Angelegenheit, weshalb auch rund um sein Kinn immer eher zu viel Haar wuchs als es angemessen war. Ich hatte bereits einen Rasierer in der Hand gehabt, immerhin. Es war der wenig benutzte meines Bruders. Er war an diesem Abend auf Achse, meine Eltern vergnügten sich in der Oper, wobei ich Vergnügen als

wohldosiertes Pseudonym für elitären Zwangspaß benutze, da durch meine Großmutter der Opernbesuch zu einer monatlichen Zwangsveranstaltung geworden war und da man sie nicht vor den Kopf stoßen und sich noch viel weniger unbeliebt machen wollte, taten sich meine Eltern diesen Gang auch immer leicht murrend und durchaus hingebungsvoll an. An diesem Abend ließ man mich also daheim allein zu Hause. Eine keineswegs unübliche Sache für einen 16jährigen, aber dieser Abend sollte etwas Besonderes werden, denn ich wollte mich das erste Mal rasieren wie es ein richtiger Mann tat.

An diesem Abend entdeckte ich auch die Saugfähigkeit von Toilettenpapier ganz neu. Mit kleinen Fetzen bedeckte ich die ganzen kleinen roten Stellen in meinem Gesicht, die durch die deutliche Unterschätzung der Klingenschärfe herrührten. Ich konnte die starken Blutungen, die mich am ehesten in der Halsgegend heimsuchten mit einem ganzen Knäuel an Hackle feucht stoppen. Nachdem ich meine schlimmsten Wunden verarztet hatte, machte ich einen der größten Fehler, die ein designerter Mann machen kann: ich benutzte alkoholhaltiges Aftershave...

Immerhin, der Flaum war fort. Stattdessen bevölkerte ich nun eine kleine Gruppe winziger Schnitte, die mein Erscheinungsbild um einen Eindruck bereicherten: Der kann es nicht! Irgendwann verschwanden die Schnitte und dunkle Stoppen machten sich breit, auf meinem Gesicht ging es zu wie auf einem Siedler-Schlachtfeld. Der Flaum war von der Macht des Drei-Klingen-Systems dem Erdboden gleichgemacht. Kleine rote Schnitte, die beim Grimasseziehen schmerzten, siedelten sich an, waren dann aber von den todesmutigen schwarzen Stoppeln langsam aber sicher durch eine neuartige Taktik ausgelöscht worden. Statt sich dem Feind von oben durch eine geschickte Schaumtarnung zu nähern und dann mit gnadenloser Schärfe gegen ihn vorzugehen, eroberten die Stoppeln das Terrain hinterhältig durch die Hautporen zurück. Es war eine Wohltat, dieser grandiosen Schlacht zuzuschauen und meine Wetten, wer den Sieg davontragen würde, waren ein Renner. Zwar nur bei mir persönlich, aber ich überbot mich natürlich ständig mit neuen, höheren Einsätzen.

Die Rasur blieb nicht unbemerkt. Ich erhielt allerdings widersprüchliche Signale aus verschiedenen Richtungen. Da war einerseits Oma, die mir stolz offenbarte, ich sei jetzt ein richtiger Mann geworden. Klasse, dachte ich mir! Wenigstens eine Frau, die es bemerkte. Dann waren da die Schulkollegen. Sie konnten sich auf keine einhellige Meinung einigen, weshalb ihr Feedback eine Spannweite von: „Haste endlich mal den Babyflaum weggemacht“ bis zum weniger glamourösen „Du sollst die Haarstoppel wegschneiden, nicht deine Haut“ hatte. Meine Mutter hinterfragte die gesamte Prozedur einfach nur mit einem Kopfschütteln und der hoffentlich ironischen Frage, ob ich denn nicht noch zu jung dafür sei. Mein Vater murrte. Ich schätzte das als Anerkennung ein, wobei es bei meinem Vater immer etwas schwer war, seine unterschiedlichen Nuancen des Murrens auseinander zu halten und das zustimmende von dem ablehnenden Murren abzugrenzen. Da er mir aber einige Wochen später einen eigenen Rasierer samt Klingen (die mit den Schutzbügeln davor) schenkte, musste es wohl letztlich ein zustimmendes Murren gewesen sein.

Von da an begann ich zu experimentieren. Es gab so viele unterschiedliche Barttypen, die wollte ich am liebsten alle mal ausprobieren. Schade nur, dass mein Bartwuchs einen Großteil der Möglichkeiten wieder zunichte machte, denn erstens dachten meine Barthaare nicht daran, sich in dem markanten Schwarz der Stoppeln in mein Gesicht zu schieben, sondern sich in ein kaum sichtbares Blond zu verwandeln, kaum hatten sie die Kurve gekriegt. Zweitens bemerkte ich rasch, dass ich ein Übel der männlichen Linie meiner Familie geerbt hatte. Die Glatze. Es handelte sich bei mir zwar nur um eine partielle Glatze und die auch nur an einigen kleinen Stellen innerhalb meines Bartwuchses, aber es änderte nichts an

der einfachen Tatsache, dass ich kahle Stellen im Gesicht hatte. Drittes und letztes Übel war der lahmende Nachwuchs meiner Gesichtsbehaarung. Ich sammelte Freunde um mich, die sich alle drei Tage rasierten, um nicht im Wald als Yeti erschossen zu werden. Mir hingegen hätte man abgenommen, dass ich ein frisch geborenes, kahles Schwein gewesen wäre, so ferkelweich zeigten sich meine Wangen. Immerhin, es kam was! Langsam zwar, aber der Wuchs war nachweislich vorhanden. Schlimmer wäre es gewesen, hätte mich das Schicksal wie den armen Klaus Bernhardt heimgesucht, dessen Haarwuchs sich rund um seine Eierbirne begrenzte und scheinbar auch nicht die Absicht besaß auf andere Stellen seines Kopfes überzuspringen. Bin ich richtig informiert, firmiert Klaus mittlerweile unter Bettina Bernhardt und leitet ein bei Insidern recht angesehenes Tanzvarieté. Es soll sogar tanzende Hunde dort geben, aber das halte ich für ein Gerücht, denn Klaus oder Bettina oder wie auch immer konnte nie gut mit Tieren. Obwohl es auch dazu wieder ein anders lautendes Gerücht gibt, dass ich aber aus einem Drang nach Freiwilliger Selbstkontrolle nicht weiter vertiefen möchte.

Zeitgleich mit dem Bart oder besser gesagt mit dessen Kaumvorhandensein in meinem Gesicht, ging etwas anderes. Die helle Kinderstimme, die zwischen dem achten und vierzehnten Lebensjahr noch die Aula der hiesigen Schule hatte füllen können – nicht unbedingt wegen dieser Stimme allein, sondern vielleicht eher wegen ihrem Zusammenspiel mit den vielen anderen Stimmen im Kinder- und Jugendchor – brach in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Der Neubau bestand aus einer tieferen, durchaus erotisch anmutenden Stimme (alle wissen, dass die eigene Stimme zu hören nicht schön ist, dass man aber trotzdem durchaus eine Fähigkeit zur konsequenten Potenzialeinschätzung seiner Stimme besitzen kann). Mit ihr gesegnet hatte ich wenigstens einen etwas männlicheren Charakter am Telefon bekommen. Auch Mirko besaß eine dieser rauchigen Stimmen, doch hatte er es wohl verstanden, sie dennoch zart erklingen zu lassen. Anders kann ich es mir bis heute nicht erklären, dass ich tatsächlich auf den Anruf hereingefallen war, der mir vorgaukelte, meine heimliche Liebe Astrid sei am Telefon. Sie habe erfahren, dass ich mein Herz an sie verloren hätte und könne sich nicht erklären, wieso ich ihr es nicht gesagt hätte. Ich reagierte gelassen und stotterte heraus, dass ich nicht den Mut dafür gehabt hätte. Ich solle mir keine Gedanken machen, sie wolle mich auch, es sei also alles in Ordnung.

In Ordnung war für sie die Ohrfeige, die ich am nächsten Tag bekam, als ich sie zum Kuss aufforderte. Sie verwehrte ihn, wusste sie doch gar nicht, was in mir vorging. Erst hörte ich die Backpfeife laut knallen, dann wieder die zarte, hauchende Stimme meiner Liebsten, wie sie aus Mirkos verpickelten Gesicht kam, gefolgt von einem lauten Grölen. Wie gesagt, ich kann es mir bis heute nicht wirklich erklären, wie ich auf eine derart plumpe und stupide Aktion hereinfallen hatte können. Die einzige Möglichkeit, die mir in den Sinn kam, war der schlichte Umstand, dass ich ein heillos verliebter, durch die brüchigen Knospen meiner wachsenden Gefühle willenlos gewordener Idiot gewesen sein muss.

Willkommen in meinem Leben!

## | Schlafende Hunde lecken nicht

Als ich das erste Mal von der Spiegelaffäre las, wusste ich noch nicht, worum es ging. Eine Spiegelaffäre hatte in meinem begrenzten Wissensschatz und meiner doch noch recht naiven Weltansicht alles sein können. Ein Star, der ein Hochglanzmagazin auf Millionen verklagte, weil es von ihm Bilder mit Hilfe einer hoch entwickelten und natürlich ohne Genehmigung eingesetzte Kamera gemacht hatte, die hinter einem Badezimmerspiegel angebracht worden war. Paparazzi begannen ja nun mal vor nichts mehr zurückzuschrecken in unserer Medienwelt. Oder aber jemand hatte den größten Spiegel auf Erden entworfen und formvollendet fertiggestellt und plötzlich machte jemand einen Aufstand, weil er behauptete, dass er genau diese Idee, diesen einen Superlativspiegel mit genau der Form, der Krümmung und vor allem dem Batzen Geld, den man damit verdienen konnte, schon vor einem Jahr entworfen, nur waren ihm natürlich die Entwürfe abhanden gekommen, welche dieser Fiesling, der dem eigentlichen Entwickler des Spiegels jetzt die Show stahl, von ihm gestohlen hatte. Klar, denn wer wollte nicht den weltbesten Spiegel machen. Aber all diese Theorien waren natürlich kein Grund, weshalb man die Redaktionsräume eines Nachrichtenmagazins durchsuchen, den Herausgeber in Untersuchungshaft stecken und das Magazin mit allen gebotenen politischen Mitteln zu zerstören versuchte.

Meine Mutter erzählte mir, was es wirklich mit der Spiegelaffäre auf sich hatte. Das Nachrichtenmagazin Der Spiegel hatte 1962 einen Bericht gedruckt, in dem aus streng geheimen Papieren des Verteidigungsministeriums hervorging, dass die damalige Bundeswehr in einem desolaten Zustand gewesen war und Deutschland im Ernstfall, also einem Angriff auf das Land, nicht imstande gewesen wäre, sich ohne die Hilfe anderer westlicher Staaten zu verteidigen. Ob dieser Zustand der Abwehrkräfte tatsächlich so war, wollte natürlich keiner zugeben. Aber allein, dass Der Spiegel aus vertraulichen Quellen berichtete, war Grund genug für die damalige Regierung gewesen, das Blatt stoppen zu wollen. Unter der Plakette des angeblichen Landesverrates wurden Hebel in Bewegung gesetzt, die es seit dem Ende der Pressezensur nicht mehr gegeben hatte. Es wurden die Geschäftsräume durchsucht und der Herausgeber und Chefredakteur, Rudolf Augstein, sowie der Hauptverantwortliche für den Leitartikel wurden in Haft genommen. Diese ganze Aktion stellte einen großen Missgriff in die Pressefreiheit dar und wurde von der Bevölkerung und von solidarischen Medien scharf kritisiert. Am Ende gab es keine offizielle Anklage und somit keinen Landesverrat und jegliche Maßnahmen wurden zurückgenommen. Der Eindruck, dass die Pressefreiheit eines der wichtigsten Güter in einer immer schneller werdenden Welt darstellte, blieb aber und wuchs immer mehr an.

Mir hatte die Spiegelaffäre eines am allermeisten klargemacht: Wissen ist Macht! Und ich spürte in mir einen Drang nach ebensolcher aufsteigen, der mich, wie ein Vampir zum Blut geführt wird, zu möglichen Zentren der Macht ziehen ließ. Ich wollte investigativen Journalismus betreiben und wie jeder fing ich klein an. Meinen ersten Job erhielt ich bei der mehr als fraglichen und unstrukturierten Schülerzeitung. Komischerweise hatte man es nie hinbekommen dieses Blatt so aufgewertet zu bekommen, dass es erstens regelmäßig erschien oder gar zweitens Interessantes zu bieten hatte. Das wollte ich mit meinem Esprit und meiner Kreativität ändern. Mit vier anderen, leider zum Teil sehr desinteressierten Schülern, entwickelte ich ein neues Konzept und stellte es der Schulverwaltung vor. Es wurde als „zu radikal“ und „viel zu groß aufgemacht für eine Schülerzeitung“ abgetan und verworfen. Dieses Vorgehen machte mich wütend, denn ich wollte es ja radikal und groß aufziehen, dieses Unternehmen. Ich wollte beeindrucken und das liefern, was Schüler wollten: die Wahrheit gepaart mit gutem Sarkasmus. Doch mein Konzept fand auch

nach einer sanften Überarbeitung keine Mehrheit bei der Schulleitung. Investigativjournalismus schien wohl nicht das Wahre für sie zu sein. Ich hatte mir, nachdem ich die Spiegelaffäre betreffend, aufgeklärt worden war, ein Abo des Magazins zugelegt, mein erstes und richtiges Abonnement – die Micky Maus zähle ich jetzt mal nicht dazu, denn ich würde mich selber für solche Vergleiche hängen wollen.

Weil mein Eifer auf taube Ohren stieß, wollte ich es selber machen. In einer natürlich meinem Charakter und meiner Einstellung entsprechend nahezu perfekten Vorbereitungsaktion probte ich den Aufstand, wenn auch zuerst in kleiner Auflage. In einer Nacht- und Nebelaktion erschien „Speed“, das neue Aushängeschild der Schule wie ich es mir vorstellte, in einer Auflage von 50 Stück auf dem Schulhof. Ich hatte die Ausgaben erst vor die Tür der Schulleitung gelegt mit einem freundlichen Brief, in dem ich darum bat, „Speed“ in den Klassen zu verteilen und auf die Resonanz zu achten. Klugerweise blieb ich in diesem Schreiben anonym, auch wenn sich die Damen und Herren Lehrkörper wohl schnell zusammenreimen konnten, wer sich hinter dieser Aktion versteckte. Als mein Aufruf abermals keine Beachtung fand, ließ ich die nächste Ausgabe den Schülern direkt zukommen. In einer wasserfesten Umbeutelung platzierte ich die – wohl bemerkt in mühevoller Eigenarbeit ausgedruckten und zusammengetackerten – Ausgaben an dem Ort, wo sich die zwölf- bis fünfzehnjährigen Schüler naturgemäß am liebsten aufhielten: auf dem Klo. Dort verbrachte man die meiste Zeit, denn entweder wurden dort die ersten Schwanzvergleiche angestellt, die zweite Kippe des Lebens geraucht oder aber man wurde dort zum x-ten Mal verprügelt. Es war das Paradies für eine Aktion wie die meine und es sollte nicht ohne Folgen bleiben.

„Deine Beiträge sind widerlich“, war der erste Satz, den mir meine Klassenlehrerin auf die Nase drückte, als man alle „Hefte“ zusammengesammelt hatte und mich als Unheilsbringer identifiziert hatte. „Was du da schreibst, ist doch frei erfunden, das hat nichts mit Schreiben zutun!“

„Sie haben wohl noch nie was von Flurfunk gehört, was“, patzte ich zurück, da ich mich in meiner Journalistenkarriere gekränkt fühlte. „Alles, aber auch alles, was Sie in „Speed“ nachlesen können, fußt auf dem Insiderwissen, das auf den Fluren der Schule umhergeistert. Manches habe ich aus erster Hand!“

„Dein Englischlehrer und die Sekretärin sollen ein Verhältnis haben!“

„Haben Sie die beiden einmal zusammen gesehen, wenn sie gemeinsam aus dem Gebäude kommen? Die halten Händchen und geben sich kleine Küsschen und flüstern sich irgendwas zu. Was genau, das weiß ich noch nicht, aber irgendwann komme ich nahe genug heran und dann werden Sie es auch erfahren. Ich bin mal gespannt, was Frau Englischlehrerin dazu sagen wird, wenn sie erfährt, was ihr Mann mit unserer Sekretärin macht.“

„Falls es da überhaupt etwas zu erfahren gäbe, wird man es nicht mehr von dir erfahren“, schaltete sich nun mein Direktor ein. Sein Gesicht war rot und auf seiner Stirn zeichneten sich die Adern ab, so wütend war er auf mich. „Du unterlässt das ab sofort, damit wir uns verstanden haben. Eine Schülerzeitung ist gut und schön, aber was du da machst ist kein bisschen interessant für die Schüler. Das ist reine Hetze.“

„Das sagen Sie nur, weil Sie befürchten, dass ich Ihnen auch irgendwann was nachzuweisen habe.“

Für diesen Satz wurde ich eine Woche von der Schule beurlaubt. Als ich wiederkam war ich natürlich der Held. Es hatte sich herumgesprochen, dass ich so ein Fuchs war und man leckte sich die Finger nach der nächsten Ausgabe meiner Zeitung. Ich wollte sie demnächst in größerer Auflage auf den Markt bringen und mich damit etablieren und zu einer festen Größe werden was Schülerzeitung anging.

Doch mir saß die Schulleitung im Nacken. Meine Klassenlehrerin hatte ein Auge auf mich geworfen und das nicht, weil ich einen netten Eindruck machte, sondern weil sie wahrscheinlich die Enttarnung fürchtete. Man gab es nicht offen zu, aber ich merkte, wie ich in den Pausen von den Lehrern beobachtet wurde und man



mich mied, wenn es auf dem Hof zu lehrerinternen Gesprächen kam. Ich war eine Gefahr geworden und die wollte man neutralisieren. Sie taten es, indem sie mit allen Kräften eine offizielle Schülerzeitung etablierten. „Hai“ war größer angelegt als „Speed“ – natürlich, denn ich musste mich weiterhin auf meinen heimischen Drucker verlassen, während die „neue offizielle von Schülern für Schüler gemachte Zeitung“ auf die Ressourcen einer kleinen, aber professionellen Druckerei zurückgreifen konnte. Außerdem hatte man die Versager der alten Schülerzeitung mit Auszeichnungen Marke „Verdienst durch Mitarbeit bei der Schülerzeitung“ animiert und nach einer Zeit gab es zwar unregelmäßig, aber dafür konsequent „Hai“ zu kaufen. Meine Beiträge verschwanden immer wieder aus dem Umfeld, egal, wo ich sie auch versteckte, denn das Klo hatte man längst als Umschlagplatz für mein Enthüllungsblatt entdeckt.

Ich wurde kaltgestellt. Der Rudolf Augstein der Schülerzeitung wurde aus dem Verkehr gezogen, in dem man meine Eltern zu einem „vertraulichen Gespräch über die Methoden des Sohnes im Schulverkehr“ bestellte. Darin wurde ihnen erörtert, dass ihr Sohn es einfach nicht lassen konnte, fadenscheinige Halbwahrheiten und zum Teil bloße Vermutungen in die Öffentlichkeit zu bringen, ohne festes und offizielles Mitglied der Redaktion der Schülerzeitung zu sein. Und sollte er diese Veröffentlichungsmethode nicht zügig unterlassen, würde man mit entsprechenden Mitteln – Beurlaubung, Maßregelungen und eingeschränkter Pausenverkehr – reagieren. Meine Eltern hatten erst von meiner Aktion gewusst und es gutgeheißen. Meine Mutter war sogar mitten in der Nacht mit mir zur Schule gegangen, um die erste Ausgabe meines Heftes vor die Tür zu legen. Doch ich hatte ihnen den weiteren Werdegang verschwiegen und entsprechend sauer und enttäuscht reagierten sie, nachdem sie es erfuhren. Sie gelobten gegenüber meinem Direktor, mir ins Gewissen zu reden und mich dazu zu bringen, die Sache ruhen zu lassen. Sie führten die Regelung ein, dass ich in meinen finanziellen Mitteln gekürzt würde, falls ich mein Heft weiter unter die Leute bringen sollte. Unter diesen starken, jetzt von mehreren Seiten auf mich einwirkenden Druck, blieb mir nur der Rückzug. „Speed“ war Vergangenheit, aber ich hatte es nie aufgegeben, mich journalistisch zu betätigen, und war es am Ende auch nur die Mundpropaganda, die ich pflegte.

Wissen ist Macht und Macht ist der Weg, nach vorne zu kommen. Das hatte ich in mein Hirn eingemeißelt und verhielt mich entsprechend. Den Ruf des guten Freundes und des Zuhörers hatte ich ja immer schon weggehabt und so nutzte ich meine vertrauliche Erscheinung, um Wissen zu sammeln. Ich hörte zu, lernte viel bei den Geschichten, die ich erfuhr, und brachte mich manchmal in heikle Gewissenskonflikte damit.

Zu dieser Zeit war Steven einer meiner engsten Freunde. Er stammte aus einer selbstverliebten und arroganten Schnöselfamilie, die es von Vater, über Mutter bis hin zu Steven verstand, sich generell besser und klüger zu fühlen als alle anderen. Der Vater war gebeutelt von einer ewigen Midlife-Krise, die ihn auf eine Harley schwang und mit gefärbten Haaren durch die Gegend trieb. Die Mutter versuchte sich in allen möglichen Arbeitsgruppen hervorzutun, um ihren wahrscheinlich sonst recht grauen Alltag aufzumöbeln. Und Steven war überall dort, wo ihn seine Segelohren hintrieben. Es war diese Zeit, wo sie ihn zu Nicole trieben, einer netten, wenn auch seltsamen Mädchenerscheinung in unserer Klasse. Sie war mehr ein Kumpel als ein Mädchen und doch machte gerade dieses freundschaftliche Getue das aus, was Steven und auch ein wenig mich, in ihre Nähe trieb. Ich war ein gerngesehener Gast im Hause ihrer Eltern und mit ihr und Steven machte ich lange Zeit die Gegend unsicher. Das Fahrrad war unser mobiler Untersatz, die Neugier und spielerische Entdeckungswut unser Antrieb und ausgestattet mit beidem gingen wir soweit uns unser Taschengeld trieb.

Es trieb uns auch in ein Bett. Wenn die Abende länger wurden, erlaubte mir meine Mutter, dass ich länger

als gewöhnlich unterwegs war, denn sie wusste, dass, wenn ich bei Nicole war, sie sich keine Sorgen machen brauchte, denn in einer Anwendung von Neugier, die als kluge Nettigkeit getarnt wurde, hatte sie Nicoles Eltern eingeladen gehabt und war nach ihrem Besuch voll des Lobes über sie und ihre Tochter. Alle Zweifel, wenn denn jemals welche bestanden hätten, waren damit vom Tisch und ich frei in meinem Handeln und weniger eingegrenzt in meinen Heimkehrzeiten, solange es in die Umgebung von Nicole ging. Auch Stevens Eltern hatten sich so positiv ausgesprochen, dass ihm der Weg nicht versperrt blieb. In Nicoles Zimmer saßen wir zusammen, hörten Musik, spielten am Computer, streichelten die Katzen und machten sonst noch einiges. Wir produzierten eine sogenannte Fotolovestory, wobei es sich bei uns wohl eher um eine Standbildstory handelte, denn anders als die Profis in der Bravo hatten wir den Dreh mit der Storyline nie wirklich rausgekriegt. Es ging um Steven und Nadine, die sich ineinander verliebten sollten und sich nicht trauten. Aber der gute Freund, ich, sollte vermitteln, obwohl er eigentlich selber in Nicole verliebt war, doch da er die Freundschaft zu Steven nicht gefährden wollte, nahm er sich selbstlos zurück und brachte die beiden zusammen. Eine Geschichte wie sie das Leben schrieb, wie wir drei fanden und so machten wir uns an die Arbeit, mit einem Fotoapparat, einer Idee und jeder Menge Spaß. Interessant wurde es, als es zu dem Foto kommen sollte, auf dem Steven und Nicole sich küssen sollten. Es war natürlich der Höhepunkt der Fotostrecke, aber natürlich auch das Problematische daran, denn wir waren in einem Alter, in dem man nicht offen zugab, dass man Spaß am Küssen fand. Es war noch das Alter, in dem zärtliche Annäherungen dieser Art als „Bäh“ und „Pfui“ und als „Es gibt doch viel Interessanteres als Mädchen!“ galten. Aus diesem Grund sträubten sich Steven und Nicole vor dem alles entscheidenden Foto, obwohl sie sich insgeheim wohl nicht unbedingt abgeneigt fühlten, was mir etwas später einleuchtete.

Ich hatte den Abend über erfolglos versucht die beiden zur Zusammenarbeit zu bewegen, hatte mit beiden einzeln und in der Gruppe gesprochen, dass wir uns doch nicht so kurz vor dem Finale wegen einem blöden Kuss alles kaputtmachen lassen müssten. Stevens Einfall war, dass ich die Kusszene übernahm, aber da es nicht Teil der Geschichte war und fast alle Bilder für diese schon fertig waren, wurde die Idee verworfen. Was ich auch sagte und vorschlug, die beiden wollten einfach nicht. So legten wir uns auf die Couch und ließen uns berieseln. Es war Sommer und unter der Decke wurde es wärmer und wärmer und was tun naive, kurz vor der Pubertät stehende Jugendliche in solch einem Fall? Sie kommen natürlich nicht auf den Gedanken, die Decke fortzuwerfen, nein, sie denken sich, dass es besser wäre, sich ein wenig der Kleidung zu entledigen. So huschten wir plötzlich nur noch in Unterwäsche unter die Decke. Völlig normal in diesem Alter, oder? Auch Müdigkeit war normal, wie mir schien und so machte ich meine Augen zu und war kurz darauf in einen leichten Halbschlaf verfallen. Irgendwann hörte ich Steven und Nicole flüstern. Sie fragten mich, ob ich wach sei und weil ich keine Lust hatte, reagierte ich nicht, sondern stellte mich weiterhin schlafend. Und was dann geschah übertraf meinen Wissensdurst um Längen! Es vergingen einige Minuten der Ruhe, ehe ich ein Geräusch vernahm, das ich aus den Filmen meines Bruders her kannte. Zungen, die miteinander jonglierten und Lippen, die aufeinander trafen und einen schmatzenden Ton verursachten. Ich lag – einen Schlaf vortäuschend – neben einem Jungen und einem Mädchen, die (ich wusste es von beiden aus vertraulichen Gesprächen) an diesem Abend ihren ersten Zungenkuss austauschten. Die Sensation war perfekt! Es war ein Wissen, dass man nur als wahrer Insider haben konnte und das, wenn es richtig angewendet wurde, riesige Ausmaße annehmen konnte. Denn es war nicht irgendein Kuss, es war der Kuss, der Stevens Leben verändern sollte. Wie verrückt hatte er die letzten Tage an meiner hübschen Nachbarin gegraben, hatte sie mit einem Eis und einem kleinen Gedicht beglückt und wollte ihr dadurch näher kommen. Und jetzt lag er halbnackt mit Nicole zusammen auf einer Couch und leckte herum! Ich hatte ihn

förmlich in der Hand, denn ich besaß Wissen und Wissen war – wie konnte es anders für mich sein, natürlich Macht! Und ich wollte die Macht über Steven bekommen, das erste Mal. Warum, wusste ich nicht. Ich war noch zu jung, um die Reichweite von Wissen und das gezielte Einsetzen von solchen tatsächlich zu begreifen. Die selbst gemachte Enthüllungszeitung war ein Schritt, den ich nicht wirklich begriff, denn hätte ich dies getan, hätte ich mich natürlich nicht aufhalten lassen. Ich konnte nicht ahnen, welche Möglichkeiten sich mir boten, würde ich das Vertrauen, das mir manche Personen schenkten wirklich ausschöpfen und für mich nutzen.

Ich tat es nicht. Ich nutzte das Wissen nicht, sondern behielt es für mich. Steven und meine hübsche Nachbarin „gingen zusammen“, nach ein paar Tagen. Das Intermezzo mit Nicole sollte also eines für ihn bleiben. Ernstnehmen konnte man die Liaison mit meiner Nachbarin natürlich nicht, denn für wahrhaft ernste und tiefe Beziehungen waren wir alle noch zu jung und auch wenn jetzt alle frühpubertären Mädchen und Jungen aufschreien, sollte eines klar sein: dass es Liebe und Gefühle nur unter Erwachsenen geben kann. Klar, man kann miteinander gehen, zusammen sein, eine Beziehung führen – auch in jungen Jahren und meinetwegen auch mit mittlerweile 13 oder 14 Jahren. Aber erst mit dem Alter begreift man die Tragweite von solchen Sachen und versteht, was es heißt, wirklich zusammen zu sein. Damals wusste ich es natürlich nicht, denn ich war mittendrin, statt nur dabei, aber ich kann jetzt aus Erfahrung sprechen, was mir damals nicht vergönnt war. Damals vergingen die zarten Gefühle füreinander schnell und geräuschlos. Nur den ersten Kuss würde man natürlich nicht vergessen. Ich glaube, Steven und Nicole haben es auch nicht getan, doch glaube ich auch, dass sie sich heute nicht mehr kennen werden, so wie ich sie nach einigen Monaten nicht mehr kannte.

Das Wissen behielt ich und vielleicht ergibt sich irgendwann die Möglichkeit, es zu nutzen. Denn Wissen ist Macht und nach Macht begann ich immer mehr zu streben. Nicht nach politischer Macht oder sonstigen materiellen Erscheinungen. Ich begann vielmehr in dieser Zeit den Grundstein für meine spätere Ambition zu finden: die psychologische Gewalt, die Macht der Worte, des Wissens und den Einsatz solcher Fakten, um Menschen in eine Richtung zu lenken. Das Spiel mit den Menschen, das begann ich langsam zu begreifen, sollte mich immer mehr begeistern und irgendwann wollte ich da stehen, wo ich mich mit 15 hinräumte. Ich wollte der Augstein werden – der Meister des Wissens, wenn auch nur in meiner näheren Umgebung. Ich glaube kaum, dass Augstein wesentlich ein Arschloch war. Doch Wettbewerb und Machtkämpfe (auch die, die aus Wissensdurst entstehen) schreien nach dem Arschloch in dir.

| Kilt!

Flippern gehört nicht immer zum Standardrepertoire eines Jugendlichen. Manche – meiner Meinung nach leider viel zu viele – geben sich ihrer Playstation hin, andere sammeln sich um einen Billardtisch und die ganz Schlimmen finden ihr Glück im Tischtennis, für das ich mich nie wirklich begeistern konnte. Der Flipperapparat, der stand mir schon eher zugute. Seine schlichte Eleganz mit den bunten Lichtern, der Leuchtanzeige und das gekonnte Spiel mit Kugel, Hebeln und dem Apparat als Mittel für sich selbst, das war meine Welt.

Ich entdeckte diese Passion allerdings im Ausland. Es war eher ein Zufall, dass ich mich einer Reisegruppe nach Großbritannien anschloss. Seltsamerweise ging es einher mit der Erkenntnis, dass ich nicht zum Christ

berufen war. Neben der obligatorischen schlechten Note in Religion, die mir meine Lehrerin gab, weil ich ihr in allen Dingen, die mit Glauben und der Frage nach Gott in Verbindung standen, widersprach und sie zur Weißglut brachte mit dem Hinweis, dass es nichts Unsinnigeres als Gott gab, da er sich erst ungefragt in die Menschheitsgeschichte, sprich diese Sache mit dem Apfel, einmischte und sich dann plötzlich dachte, dass er nichts mehr machen müsste, jetzt wo er die Menschheit zum Leben verdonnert hatte, neben dieser durchaus sehr persönlich zu nehmenden Aburteilung meiner freien Meinung, schlug ich auch noch meinem Konfirmationslehrer direkt ins Gesicht, da ich natürlich auch im dortigen Unterricht mehr den Glauben hinterfragte als erfragte. Ich glaube, im Gegensatz zu meiner Religionslehrerin, meiner Meinung nach eine Person, die selber gegen den Willen der Kirche verstieß, da ich ihr eindeutige homosexuelle Anzeichen unterstellte, schien mich mein Konfirmationslehrer aber als eigenständig denkender Mensch wahrzunehmen und zu schätzen, da er mich stets willig und geduldig meine Ausführungen machen ließ. Das führte eines Tages sogar soweit, dass er mich fragte, ob ich nicht mit ihm Urlaub machen wolle. Mit ihm sollten noch 20 andere Jugendliche und drei Betreuer an meiner Seite sein.

Passend zu unserem Ziel regnete es an unserem Abfahrtstag. Der große Reisebus stand brummend am Gemeindehaus, der dicke Busfahrer, ein Mann namens Ullrich, ein Ruhrgebietler durch und durch, Gelsenkirchener Ruhrpottcharme inklusive, packte mit einem Murren in der Kehle und einer Kippe im Mundwinkel unsere ganzen Taschen und Koffer in den riesigen Kofferraum des Busses. Mütter weinten, Väter standen zusammen und ich hörte einige Sätze, die in die Richtung gingen, dass man froh sei, doch endlich mal zwei Wochen ohne die pubertierende Jugend sein zu können. Mein Vater war nur sehr mürrisch mitgekommen, doch er stand brav mit den anderen Vätern in einer Reihe und hielt die Hand meiner Mutter, als sie mir – wie in einem kitschigen Hollywoodfilm – mit einem Taschentuch nachwinkte, als sich der Bus in Bewegung setzte.

Unseren Pfarrer, den wir in den nächsten zwei Wochen nur noch kameradschaftlich Herbert nennen sollten, stellte mit seiner Uschi und seiner Rita (beides ehrenamtliche Betreuerinnen, wenigstens aber ausgebildete Sozialarbeiterinnen im Vorruhestand) die Reiseroute vor, die so einige schöne bekannte und umso mehr schöne unbekannte Stellen des United Kingdoms anfahren sollte. Die Hinfahrt war ereignislos, einzige Aufregung kam auf, als wir auf der großen Fähre standen, die uns über den Ärmelkanal hinweg zur Insel bringen sollte, aufgrund eines Turbinenbrandes mit mehrstündiger Verspätung ablegte. Ich lernte, dass schon recht junge Frauen die Vorzüge eines Dutyfreeangebotes zu schätzen wissen, denn so, wie sich die Mädchen mit Parfum und kleineren Accessoires ausstatteten, konnte man als Mann fast glauben, wie planten direkt auf der Insel zu bleiben, um sich dort einen erfolgreichen Investmentbanker an den Hals zu werfen. Engländer sollten ja eine gewisse Affinität für 15- und 16jährige deutsche Mädchen haben. In der Nacht, die Fähre setzte nächstens über, bildeten wir die ersten Grüppchen. Mit einer Ansammlung von netten und durchweg sympathischen Jugendlichen saß ich nachts auf dem Oberdeck und lauschte den Wellen, die gegen den Rumpf schlugen. Es wehte ein frischer Wind, doch es war nicht wirklich kalt. Ein etwas älterer Junge, er durfte 17 oder vielleicht sogar schon 18 zur Reisezeit gewesen sein, hatte ein außerordentliches Talent zum Gitarrenspiel, erfreute uns mit seinem Spiel, wir sangen und tauschten erste Gemeinsamkeiten aus. Es war eine gesellige Gruppe, in der ich mich verstanden fühlte, was in meiner damaligen Entwicklung mehr als überraschend kam. Zum ersten Mal seit langer Zeit, fühlte ich mich unter Freunden.

Wir nächtigten in Jugendherbergen, meistens aber waren wir mit dem Bus unterwegs und auf Entdeckungstour. Ich entdeckte meine Leidenschaft für die unberührte, klüftige Natur der schottischen Highlands und versuchte so viele Eindrücke wie möglich von diesen mythischen Orten einzufangen und mit

nach Hause zu nehmen. An den Abenden, die meist in einer geselligen Runde stattfanden, aber auch manchmal den Ausgang in eine größere Stadt wie Edinburgh oder Glasgow beinhalteten, fand ich meine Passion im Flipperspiel und als Alleinunterhalter. Wenn man mit einer bunten Mütze auf dem Kopf, und einer Blume in der Hand den Fortpflanzungsprozess der Menschen aufgrund der Thematisierung der Blumen- und Bientheorie einer größeren Gruppe darbietet, bist du für diese paar Minuten der Held, denn Humor schlägt ein wie eine Bombe. Leider musste ich feststellen, dass mein Ruhm wie der von Modern Talking immer nur temporär begrenzt wahrgenommen wurde, denn bis auf den Umstand, die Kalauer auf meiner Seite zu haben, endete meine Jagd nach dem wahren Sinn des Lebens – den Frauen – auch auf dieser Fahrt nicht wirklich erfolgreich. So musste ich, wo andere mit ihren Mädels im Arm den Sonnenuntergang genossen, mit dem Flipperautomat eine Liaison eingehen.

„Du darfst da nicht so oft gegenschlagen, sonst zeigt das Ding dir den Kilt an“, war der erste Satz, den ich von ihm hörte. Er, das war ein relativ unauffälliger, aber sympathischer Kerl, der sich gekonnt in die Gruppe der Mädels eingeschlichen hatte, um sie von innen heraus zu infiltrieren und das Vertrauen für sich nutzen zu können. Soweit war es meine Theorie, inwieweit das wirklich sein Ziel war, konnte ich nur spekulieren. Ich wusste nach diesem Satz aber was meine Bestimmung war: das Klugscheißen! Das konnte ich bestimmt gut, denn wer gekonnt die Fresse halten kann, wenn er selber nichts weiß, aber andere permanent auf ihre Fehler hinweisen kann, der ist der geborene Klugscheißer.

„Das heißt Tilt, nicht Kilt“, berichtete ich also und holte mir derweil ein Extraspiel.

„Nee, das ist aber falsch“, konnte der Kerl mir meinen Sieg nicht lassen. Also ließ ich, nur um mein Recht zu bekommen, das aktuelle Spiel durch Tilt verloren gehen, um ihm zu zeigen, wo der Hammer hing. „Oh, du hast ja doch Recht“, konnte ich endlich hören und das war der Beginn einer langen und ereignisreichen Freundschaft.

Tim war in meinem Alter und in einer gewissen Hinsicht mein Ebenbild als Loser. Er besaß, wie auch ich, ein gewisses Potenzial, denn er war intelligent, hatte eine durchaus ansehnliche Statur und konnte gut reden. Soweit so gut, aber leider fehlte ihm wie auch mir das gewisse Etwas, um eine Frau zu verzaubern. Wir redeten gut mit ihnen, gewannen ihr Vertrauen und etablierten uns als ihre guten bzw. sogar besten Freunde, aber den entscheidenden Schritt, nämlich den, dass sie entdeckten, dass man uns nicht nur als Freunde lieb haben, sondern sich auch als Männer in uns verlieben konnte, der fehlte meistens. Beide waren wir uns unserer Sache sicher: wir mussten uns verändern, um unser Sexappeal zu steigern. Ich hatte es bereits einmal geschafft! Ich war von einem heillosen Loser und Nichtsnutz zu einem sozialverträglichem, charmanten Kerl evolutioniert, der aber noch nicht so wirklich mit seiner neugewonnenen Kraft umgehen konnte. So sollte es der nächste Schritt werden, mich in der Gesellschaft als Gentleman und einfühlsamer Macho zu etablieren.

Tim und ich waren seit der Fahrt unzertrennlich geworden. Wollte man uns ärgern, verwies man darauf, dass wir uns äußerlich etwas ähnlich waren und bezeichnete uns als Brüder. Mir sollte es eigentlich recht sein, denn einen besseren Bruder hätte ich mir nicht wünschen können. Wenn einer von uns Probleme hatte, dann war der andere für ihn da. Wir hatten eine Vielzahl von gemeinsamen Interessen und noch dazu den Wunsch, sie gemeinsam auszuleben und Neues für uns zu entdecken. Wir reisten einige Male, vornehmlich in die europäischen Großstädte und gaben uns dort mehr als weltoffen. Was wollte man mehr von uns verlangen? Wir saßen in einer englischen Kellerbar und tranken dort schwarzen Tee, aßen dazu Orangenkekse und schauten mit James, Edward und Anthony ein Spiel der Rugbymeisterschaft. Wir gingen

im Ritz ein und aus und fühlten uns wie die Könige, wenn man uns verabschiedete mit den Worten: „Anytime gentlemen!“. Natürlich waren wir keine Gäste, sondern nur stinknormale Touristen, die fotografieren wollten, aber wir bildeten uns ein, etwas Besonderes zu sein, eben weil man uns die Fotos machen ließ und nicht wegschickte. Wir fuhren mit der Tube in London, mit der Metro in Paris und kletterten hoch zum Innsbrucker Alpenzoo. An manchen Tagen waren wir die Könige der Welt, an anderen die Pharaos einer neuen Kolonie, die wir schlichtweg Welt nannten. Wir waren alles, weil wir es uns leisten konnten, alles sein zu wollen und gemeinsam schafften wir es auch immer es zu werden. Tim und ich beflügelten uns gegenseitig in unserem Bestreben weiterzukommen als wir es bis dahin geschafft hatten.

Ehrlicherweise muss ich sagen, dass es nicht nur immer die Freundschaft war, die mich Tim gegenüber vorantrieb. Es war auch immer das gewisse Quäntchen an Neid vorhanden, das mich dazu brachte, manch festgefahrene Einstellungen zu überwinden und mich dem Neuen zu öffnen. Mein bester Freund besaß einen großen Charme, den er auch einzusetzen wusste. Er war Mitglied in einer Tanzschule, einer Organisation, der ich nie hatte beitreten wollen, da mich die steife Art und Weise, die ich mit solch einer Institution verband, immer etwas abgeschreckt hatte und auch immer noch abschreckt. Tim hingegen fand sein Glück beim Tanzen. Ihm machte es nicht nur Spaß, er nahm auch an Turnieren teil und tanzte vor Publikum. Ein positiver Nebeneffekt, wie er mit einem süffisanten Zwinkern bemerkte, war natürlich auch der Kontakt zu Frauen. In Tanzschulen tummelten sie sich und waren anscheinend nur auf der Suche nach einem netten, gut aussehenden Kerl, der ihnen nicht ständig auf die Füße trat, sondern mit seinem Temperament mitreißen konnte. Die Punkte eins bis drei schienen für Tim nie eine Hürde zu sein. Ewig und drei Tage kam er mir mit neuen Namen an und erzählte, wie schön und intelligent diese und wie furchtbar aufregend und interessant jene war. Einzig gemeinsam hatten alle etwas: sie wollten Tim nicht. Was er auch versuchte, wie viel Charme, Ehrgeiz und tanzenden Esprit er auch hinlegte, er blieb allein. Entweder traute er sich selber nicht den entscheidenden Schritt zu – das kam leider mehr als oft vor, selbst wenn er von der Frau eindeutige Signale in diese Richtung erhielt. Oder aber er traute sich und wurde enttäuscht. Ich muss keinem Mann, der schon einmal einen Korb bekommen hat, erklären, wie schmerzhaft die Worte „Lass uns doch einfach Freunde bleiben“ für einen Liebenden in dem Augenblick der Offenbarung seiner Gefühle ist.

Ich will nicht sagen, dass es bei mir besser lief. Ich versuchte die wenigen Chancen zu nutzen, aber auch ich blieb lange Zeit einfach nur auf der Strecke. Aber ich entwickelte diesen Drang, es Tim gleichzutun, wenn nicht sogar ihn zu überholen. Je länger er an einer Frau erfolglos blieb, desto mehr Zeit verschaffte er mir, mich zu beweisen und als Erster von uns beiden den gewünschten Erfolg zu erzielen: endlich eine Frau finden, die einen liebte wie man war und die es einem auch zeigen ließ und es selber zeigte. Kurzum: das Singledasein hinter sich lassen und in den glücklichen Hafen einer harmonischen Beziehung einfahren. Ich wollte mit einer Blaskapelle und Girlanden an der Pier begrüßt werden, wollte eine Rede des Hafenmeisters hören und am besten noch das Angebot, gleich auch noch eine seiner hübschen Töchter als Geschenk annehmen zu müssen dazu. Ich hatte einmal gehört, dass Singlemänner für Frauen nicht wirklich interessant sind. Aber Männer, die vergeben sind, die strahlen puren Sex aus, weil die Frau ihn nicht haben kann, wenn sie es will. Ich wollte, dass ich vom Jäger zum Gejagten wurde und ich wollte es, bevor Tim merkte, dass auch er über größere Fallen verfügte, als es den Anschein erweckte.

Er war mein bester Freund – und somit gleichzeitig mein stärkster Konkurrent. So ist das, wenn man sich Jahre kennt und füreinander da ist, man weiß, wen man vertrauen kann und wer einen hintergeht. Man gibt es zwar nie zu, aber jeder Mensch auf der Welt weiß, dass der beste Freund beides bestens kann. Und irgendwann würde es einer von uns wagen aus der Deckung zu kommen. In der Zeit, in der Tim und ich

unsere Freundschaft aufbauten und zusammengeschweißt wurden, fiel der Startschuss für den härtesten Wettkampf.

## | Polnisch für Anfänger

Ich tat, was ein Mann tun muss, um sein Land zu beschützen. Patriotisch und voller Selbstbewusstsein wusste ich genau, wie ich mein Land gegen alles Böse und Unangebrachte verteidigen konnte und vor allem, wie ich damit wenig Aufwand hatte. Ich konnte es schon riechen, die große Sache, dem Vaterland zu dienen, sich auch in der größten Scheiße zurechtfinden zu können und dem Feind, so wie er damals an der polnischen Grenze zu finden war, gegenüberzustehen und ihm furchtlos in die Augen zu schauen. Mein Entschluss, diesen Schritt zu tun, fasste ich schon recht früh, und ich tat es damit Tim gleich, der ein Jahr vorher seinen Dienst geleistet hatte und mir die hierarchische Einrichtung der Stadt nur wärmstens empfahl. Trotzdem war ich bereit für den großen Schritt, der vor mir stand und den ich mit einer grenzenlosen Genugtuung zu wagen versuchte. Freunde hatten mir von ihren Ambitionen die Bundeswehr betreffend erzählt und ich hatte mit strahlenden Augen dagesessen und hatte ihnen zugehört, wie sie von Nachtmärschen und Feindübungen erzählten. Wie sie berichteten, dass man zu sechst auf einer Stube hocken durfte, in der es natürlich sauber und rein sein musste, wollte man nicht von einem Oberfeld oder ähnlichem in die Scheiße geritten werden. All das harte Manöverzeugs und die damit verbundenen Qualen hörte ich mir aus den Mündern dieser gestandenen Männer an und war mir schnell sicher: Mit mir nicht! Ich tat es, weil ich es tun musste! Ich begann an meiner Kriegsdienstverweigerung zu schreiben!

Ich hatte mir dafür den Sommerurlaub ausgesucht, denn ich wollte mit freiem Kopf und patriotisch waffenlosen Denken die Zeilen formulieren, mit denen ich mich in die Freiheit kaufen wollte. Es sollte in meinen Augen nicht nur eine gewöhnliche Verweigerung werden, es sollte vielmehr ein Manifest meiner tiefsten Beweggründe konstruiert werden. Ich hatte mir etliche Bücher angeschaut, hatte mich im Internet über die Geflogenheiten einer Verweigerung informiert und mir eine Abschrift von Tims erfolgreich durchgesetzter Arbeit besorgt. Mit all diesem Wissen wollte ich Zeile um Zeile klarmachen, dass es für mich nicht möglich war, den Dienst an der Waffe zu leisten und dass ich, wenn ich es gezwungenermaßen tun müsste, natürlich mit einem ordentlichen Sprung in der Schüssel und einem tiefen moralischen Dilemma zu kämpfen hätte, das nur mit teuersten Therapiestunden wieder wegkuriert werden konnte, die natürlich dann natürlich das Bundesministerium für Verteidigung bezahlen müsste, da dieses mich zu dem gezwungen hatte, was mich krank machte. Ich formulierte es natürlich nicht so dreist wie einen ärztlichen Befund und auch hielt ich mich zurück, was allzu blumige Übertreibungen anging, aber ich wollte klarmachen, dass es ein sinnloses Unterfangen war und noch ein gefährliches hinzu, mich mit einer Waffe in der Hand in eine Kaserne zu sperren. Rückenwind bekam ich von meinem Bruder, der sich nach zwei oder drei Monaten Grundausbildung mit einer angeblichen psychischen Regression aus dem Dienst befreien ließ. Der Bundeswehrarzt bescheinigte ihm damals, dass er mithilfe einer Waffe viele Dinge anstellen würde, die nicht im Sinne der Landesverteidigung gewesen wären und um es auch zu beweisen, schlug mein Bruder bei einem Manöver seinen Vorgesetzten mitten ins Gesicht. Nach seiner Entlassung sagte er, er habe nur die Übung ernst nehmen wollen, denn sein Vorgesetzter war darin ein fiktiver feindlicher Kontakt gewesen, den es zu überraschen galt. Sei es aus Angst oder aus dem einfachen Grund, dass man sich mit solchen

Querelen nicht herumschlagen wollte, mein Bruder hatte sein Ziel erreicht. Er wurde nachträglich befreit.

Ich hingegen wollte nicht erst bekloppt werden oder es spielen müssen, sondern ich wollte meine Befreiung sofort. Zivildienst sah in meinen Augen auch um einiges besser aus als Wehrdienst, denn nicht umsonst bekam man erstens mehr Geld und zweitens mehr Zuspruch, war man Zivi statt Soldat. Frauen hörten sich doch viel lieber die urigen Geschichten aus einem Altenheim an, statt in die mordlüsternen Augen eines angehenden Soldaten zu schauen, oder? Zumindest kannte ich zu diesem Zeitpunkt nur wenige Frauen, die was auf Wehrdienstleistende hielten – komischerweise war ihnen aber auch mein Zivildienst egal...

Ich schrieb also. Drei Wochen Sommerurlaub und ich dokterte rund zwei von diesen an meiner offiziellen Version des Kriegsdienstverweigerungsschreibens herum. Ich wollte, dass es perfekt klang und ohne Probleme durchkam. In einem meiner schlaun Bücher stand, dass fast 90 % aller Verweigerungsanträge durchkamen, wenn sie denn vollständig und vor allem nicht zu wolzig formuliert waren. Aber damit gab ich mich nicht zufrieden, ich wollte Perfektion, ich wollte, dass man mein Schreiben nicht nur so als 90 % durchwinkte, sondern dass man gar nicht anders denken konnte, als mit der „100%-ist-fast-schon-nicht-mehr-gut-genug“- Version. Ich saß abends, wenn meine Eltern sich den Tatort oder eine nervige Regionalsendung (die Nordseeküstenregion hatte ja sooo spannende Themenabende zu bieten!) anschauten, in meinem Zimmer, mit einem vorsintflutlichen Notebook ausgestattet und hackte wollüstig meine Erklärung in die Tasten. Links von mir der Stapel Verweigerungsbücher, rechts Tims Erklärung und in der Mitte ein Kaffee. Es war wohl zu dieser Zeit, in der ich langsam aber sicher die Sucht zum Koffein aufbaute.

Ich weiß nicht, wie erfolgreich sich mein Schreiben durchgesetzt hatte, aber ich wurde einige Wochen später offiziell zum Kriegsdienstverweigerer ernannt und die Zuständigkeit wechselte vom Kreiswehrrersatzamt zum Bundesamt für Zivildienst. Ich war am Ziel und ich hatte auch bereits eine Stelle sicher, denn ich hatte mich schnell genug als Nachfolger Tims empfohlen und da dieser gute Arbeit geleistet hatte und mich als ebenso gut erklärte, war es eine Kleinigkeit im Altenheim unterzukommen. Was mich ganz besonders freute war die einfache Tatsache, dass ich nicht einmal in der Scheiße alter Menschen herumwühlen musste, sondern in den Luxusstatus einer hauswirtschaftlichen Kraft einsteigen durfte. Das hieß Geschirrspülen, Wäschefalten und Botendienste und war auch nicht wirklich besser, aber so konnte ich den gebührenden Abstand zum Alter wahren und trotzdem meinem Gewissen vorgaukeln, etwas Gutes für die Gesellschaft zu tun. Es war perfekt. Ich lebte mich schnell in die Rolle eines Zivis ein. Trinken konnte ich ja schon wie ein Arsch, verpennt sah ich auch schon des Längeren aus und unmotiviert in der Gegend herumstehen, das wollte ich ganz schnell lernen. Mir machte der Rest aber auch Spaß. Am besten fand ich die so genannte Ärztetour, eine Rundfahrt durch sämtliche Stadtbezirke und auch in kleinere Nebenstädte, um von den Hausärzten der Bewohner die Rezepte abzuholen und auch hier und da mal was abzugeben – Pisse zum Beispiel. Man fuhr mit einem alten Dieselkastenwagen durch die Gegend und war sogar versichert, so dass man sich mit diesem Wagen fast alles erlauben konnte. Ich fand diese Touren allerdings am schönsten, weil die Ärzte einen Reiz für mich boten, den mir das Altenheim bis auf ein oder zwei Ausnahmen nicht bot. Ärzte hatten zumeist wunderhübsche und sexy Sprechstundenhilfen, das Altenheim dagegen konnte mir nur Christin präsentieren, wofür ich allerdings mehr als dankbar war. War ich nicht mit dem Wagen unterwegs um angehende Arzthelferinnen zu besuchen und ihnen mit einem goldigen Grinsen den Urin eines Herrn Jakob oder einer Frau Schoffart in die Hand zu drücken, saß ich mit Christin herum und redete, vielmehr ich hörte zu, denn ich hatte bemerkt, dass man so als Mann einen schönen Vorteil hatte. Frauen vertrauten nur wenigen Männern, aber die, die von Anfang nicht nur redeten, sondern auch zuhören konnten, waren bei



ihnen klar im Vorteil. So saß ich so einige Male mit Christin im Foyer, in den Sommermonaten draußen auf der Terrasse oder aber beim Wäscheausteilen lässig am Wäschewagen und hörte ihr zu. Natürlich erzählte ich auch von mir, aber was hatte ich damals schon zu berichten? Ich war ein angehender Mann, der nicht unbedingt viel aus seinem Leben zu erzählen hatte, denn ich war weder weit herumgekommen, noch hatte ich irgendwelche Leichen im Keller liegen.

Christin war ein Engel. Nicht nur, dass sie äußerst schön und grazil war, sie hatte auch einiges zu sagen und das war nichts Dummes. Ich konnte mit ihr ungewohnt lockere, aber sehr intelligente Gespräche führen. Vor allem aber hatte sie die Fähigkeit beim Erzählen so zu sprechen, dass ich gar nicht anders konnte, als ihr gespannt zuzuhören und geradewegs an ihren Lippen zu hängen. An ihren Lippen hängen – das hätte ich auch gerne mit meinen Lippen getan, doch war ich viel zu schüchtern, um den Schritt zu wagen. So einfach die Verweigerung war, umso schwieriger gestaltete sich das Umsetzen von Flirtmanövern. Also begnügte ich mich erstmal mit reinem Zuhören und verbalen Lippenhängen und mit der Freude einer geistreichen Unterhaltung mit ihr, das war allein schon eine Wohltat für mich. Christin interessierte sich für mich, das konnte ich spüren. Sie suchte oft meine Nähe und wann immer es die Arbeit zuließ, und das war natürlich äußerst oft der Fall, denn ich teilte mir die Hauswirtschaft mit neun Voll- bzw. Teilzeitkräften und zwei weiteren Zivildienstleistenden, leistete ich Christin die Gesellschaft, die sie wünschte. Sie war zwar Raucherin, aber was sollte ich schon dagegen sagen, ich konnte ihr ja schlecht beibringen, damit aufzuhören, wenn es doch dazu führte, dass sie außerplanmäßige Pausen machte und diese dann gerne mit mir verbrachte. Sie sagte mir einmal, dass ich der Nettteste unter den Zivis sei und sie mit mir am liebsten die Zeit verbringen würde. Das freute mich ganz besonders, denn auch sie war mir die Liebste Pflegeschwester geworden.

Neben Christin entdeckten auch andere Mitarbeiter meine Vorzüge. Innerhalb weniger Wochen stieg ich zum allgemeinen Chefzivi auf. Ich genoss den Respekt und vor allem die Hilfesuche meiner direkten Chefin, denn sie war unfähig. Nicht in allem, aber in so manchen Bereichen. Mit dem PC stand sie auf Kriegsfuß, aber da führte ich diplomatisch die Gespräche zwischen Mensch und Maschine und wurde somit unentbehrlich. Außerdem vertraute sie mir die kostspieligen Einkäufe in der Metro an, in der man bekanntermaßen mit seiner Kundenkarte so manche steuerfreien Nettigkeiten einheimen konnte. Der größte Coup gelang mir aber dadurch, dass ich während ihres Urlaubes einen Monatsdienstplan schrieb. Von diesem anscheinend brillant taktierten und scheinbar unverbesserlichen Werk war sie so begeistert, dass sie mir generell das Schreiben der Dienstpläne übertrug – heimlich zwar, weil es offiziell ihre Aufgabe und nicht die eines Zivis war, aber wir kamen überein, dass ich diese Aufgabe schweigend weiterführte, auch nachdem der Oberboss davon Wind bekommen und gerügt hatte. So wurde ich an einer wichtigen Schnittstelle eingesetzt, denn die Oberhand über den Dienstplan zu haben, eröffnete selbstredend sehr viele unterschiedliche Möglichkeiten der Freizeitgestaltung. Tims Geburtstag? Am nächsten Tag frei oder eine lässige Spätschicht, schon war das kein Problem mehr! Ein langes Wochenende? Freitag oder Montag einen Strich durch mein Arbeitskästchen, et voilà, da war mein langes Wochenende! Natürlich taktierte ich die Pläne immer so, dass ich nie alleine als Nutznießer dastand, sonst wäre es aufgefallen und ich hätte es vielleicht wieder hergeben müssen, was ich aus ersichtlichen Gründen nicht wollte. Ich war darin so gut, dass ich auch nach dem Ende meiner Zivildienstzeit, die ich als Teilzeitbeschäftigter im Heim verbrachte, weiterhin der Herr der Dienstpläne war.

Seit der Zivizeit verband ich auch die Begriffe Hauswirtschaft und Einwanderer miteinander, denn sieben von neun Arbeiterinnen in der Abteilung waren nichtdeutscher Herkunft. Vier von ihnen kamen aus Polen und ich musste mich oft zusammenreißen, um verstanden zu werden, denn mein immer stärker werdendes

Klugscheißererede wurde von diesen Frauen nur teilweise wenn sogar gar nicht verstanden. Zu kompliziert durften die Satzstruktur und die Wortwahl nicht werden, sonst schalteten die Gehirne meiner Kolleginnen ab und es war vorbei mit dem Verständnis. Aber gerade weil ich mich auf die deutsch-polnische Freundschaft einließ, war ich immer der Liebste. Ich lernte sogar ein paar polnische Begriffe, die ich dann zusammen mit ihnen benutzte, um mich unerkannt über andere lustig zu machen. Lieblingsfeind wurde Mitzivi Lutz, der mit mir in den Wettkampf des Zivi des Jahres eintrat, denn auch er buhlte um die Gunst meiner Chefin und somit um die wenigen Privilegien, die diese Stellung einen einbrachten. Zwar erbrachte er so einige Achtungserfolge, aber den Heiligen Gral, den Dienstplan, hatte er mir nie entreißen können und auch bei den anderen Kolleginnen stand er nicht sehr hoch im Kurs, denn anders als ich, der sich anpasste und Freundschaften pflegte, verhielt er sich von oben herab und zeichnete das Bild eines Besserdeutschen, der über die Mieserpolen herrschte und nicht mit ihnen den Bund eines erfolgreichen Genauichtigsoeuropas schmiedete. So war Lutz immer derjenige, der sich zwar bei der Chefin in guten Händen befand, aber beim Fußvolk auf taube Ohren stieß – und allein mit der Gunst der Obrigkeit ließ sich die Zivildienstzeit nicht bestreiten.

Lutz kam nie auch nur in die Nähe von Aufmerksamkeit und Respekt, weder von meinen polnischen Mitstreiterinnen und schon gar nicht von Christin. Bei ihr traute ich mich langsam näher. Ich saß nicht mehr nur so da und hörte ihr zu, sondern ich erzählte auch von mir und meinem Leben. Es war nicht so aufregend und glamourös wie ihres, aber es schien ihr zu gefallen, dass ich aus mir herauskam. Es war im April, als ich den Schritt wagte und ihre Hand zu streicheln begann. Sie zuckte nicht zurück, sondern ließ es mit einem zarten Lächeln gestehen. Ich fühlte mich bestätigt und nahm all meinen Mut zusammen. Ich küsste sie. Auch das ließ sie geschehen und lächelte danach auch. Doch sie hatte den Kuss nur ertragen und nicht erwidert. Ich war enttäuscht und verunsichert, doch sie hielt meine Hand und sagte mir etwas, was ich von da an nicht mehr vergessen konnte. Sie beugte sich vor und meinte: „Du bist echt ein superlieber Kerl und ich kann mit dir superklasse reden und verbring gern meine Zeit mit dir. Aber mehr kann da zwischen uns nicht werden, auch wenn ich merke, dass du dir das wünschst. Du bist nen Klassefreund, aber mehr auch nicht. Weil, du bist zu lieb für eine Frau. Du hörst die ganze Zeit zu und kannst superklasse unterhalten. Aber es fehlt das Arschloch in dir! Du müsstest gemeiner sein und mehr Durchsetzungskraft besitzen. Du bist lieb und nett, aber das wollen Frauen meistens nicht als Einziges. Frauen wollen ein liebes, nettes Arschloch, bei dem sie wissen, dass er was kann, wenn es sein muss.“

Mit diesen Worten ließ sie mich stehen, gab mir zum Abschied noch einen Kuss auf die Nase und war dann fort. Ich sah sie einige Tage nicht und erfuhr durch Zufall im Gespräch mit ihrer Stationsschwester, dass sie die Einrichtung gewechselt hatte. Die Aussage, dass ich mehr Arsch werden müsse, um bei Frauen punkten zu können, war das Letzte, was sie mir sagte und was ich von ihr mitbekam. Danach war es so, als sei sie nie da gewesen. Sie blieb mir wie eine Erscheinung in Erinnerung, ein Engel, der mir die Offenbarung brachte, der mir endlich die Wahrheit sagte und mich das wissen ließ, was ich brauchte, um endlich voranzukommen. Sei ein liebenswerter Arsch und du kannst es zu etwas bringen! Diese Lehre behielt ich im Kopf und wollte sie von da an zu einigen Gelegenheiten in die Tat umsetzen.

## | Ausnahmezustand im Sperrstundenbezirk

Heute sehe ich ziemlich gut aus, dachte ich bei mir und lächelte mich selber im Spiegel an. Ich zwinkerte mir zu und machte Scherze, probte mein Lächeln und meinen charmanten Blick. Ich fuhr mir durchs Haar und kontrollierte, ob es irgendwo lichte Stellen gab, die in unserer Familie leider in den männlichen Genen steckte. Mein Vater besaß nur noch einen Haarkranz, hinten zwar dicht und durchaus noch mit einer annehmbaren Farbe, aber auf dem Kopf selbst wuchs langsam aber stetig eine gähnende Leere heran. Mein Bruder bemerkte auch bereits die Einschnitte in seinen Haarwuchs, irgendwann schlugen wir die Wörter „Geheimrat“ und „Ecke“ in einem Duden nach und mein Bruder gruselte sich, den Begriff „Geheimratsecke“ liebten wir daraufhin ganz sein. Als ich in den Spiegel schaute und posierte, konnte ich noch keinen der Begriffe in manifestierter Form entdecken, aber ich konnte nie wissen, wann das Schicksal bei mir zuschlug und ich mit kahlem Kopf erwachte, deswegen war die tägliche Kontrolle zu einer Art Ritual geworden. Ich sah mich schon in einigen Jährchen weiter in der Zukunft, wie ich mit akribischem Blick die Grauhaarkontrolle durchführte. Aber heute sollte es bei der Standardkontrolle bleiben, ich wollte es ja auch nicht übertreiben. Ich hatte mich frisch rasiert (das hatte ich mittlerweile gut drauf und blieb von Blutungen verschont) und duftete daher nach einem erfrischenden alkoholfreien Aftershave.

Im Hintergrund lief eine stimmungsvolle und schnelle Musik, ich shakte hier und da ein wenig mit den Hüften, wie ich es immer machte, wenn ich alleine zuhause war und mich für einen Abend mit lauter Musik, viel zu vielen Zigaretten und einer nicht unerheblichen Menge an alkoholhaltigen Getränken vorbereitete. Ich warf einen Blick auf die Uhr und stellte beruhigt fest, dass ich nicht zu spät dran war. Tim hatte sich für „gegen neun oder so“ angekündigt, was bei ihm meistens halb zehn bis zehn bedeutete, denn was man auch tat, er schaffte es nicht, sich endlich einmal Pünktlichkeit anzugewöhnen. Er und ich waren mittlerweile dazu übergegangen, keine festen Zeiten mehr auszumachen, sondern lieber bei den vagen Angaben „gegen sieben“, „etwa um zwölf“, „frühestens neun“ oder dem klassischen „Ich komm dann mal, wenn ich vor der Tür stehe“ zu bleiben, denn so blieben wir von Enttäuschungen verschont, wenn einer von uns mal wieder die Zeit verpasste. Tim natürlich mehr als ich, schließlich war er der Wegbereiter der Unpünktlichkeit, aber ich war wirklich kein schlechter Schüler in diesem Fach, deshalb taten wir uns mit der unbekümmerten Zeitordnung jeder selbst einen Gefallen.

Mein Bruder hatte es tatsächlich geschafft! Er hatte sich im Internet zehn Jahre jünger gemacht und hatte dadurch eine Freundin gefunden. Ihr Name war Desiree und sie kam von Ichweißnichtwoher. Es lag am Arsch der Welt, eine gute Basis, wenn man mit meinem Bruder eine Beziehung führen wollte, denn so musste man sich nicht so oft sehen, jeder hatte genug Freiraum und eine Fernbeziehung schien auch genau das Richtige für die beiden zu sein. Er sagte es einmal mit den Worten: „Ich liebe sie wirklich, aber ich bin immer froh, wenn sie oder ich wieder nach Hause fahren können, denn nach ein paar Tagen ist es einfach zu anstrengend für mich. Sie ist klasse, aber zuviel Nähe kann keiner von uns beiden vertragen.“ Desiree gab meinem großen Brüderchen das Gefühl endlich wieder Mann zu sein. Im Grunde waren sie glücklich, auch wenn sie lange nicht wusste, wie alt er wirklich war und wie oft ich mir hatte einbläuen lassen müssen, dass ich es auch nicht verriet. Mir war es eigentlich egal. Ich freute mich ein bisschen für ihn, fand es aber auch gleichzeitig mehr als irritierend, dass ausgerechnet er eine Frau abbekam, die nicht mal schlecht aussah, ich dagegen weiter im Trüben fischen musste. Mein einziger Trost war, dass auch Tim weiterhin keinerlei Erfolge vorzuweisen hatte, der Wettkampf ging mittlerweile in die sechste Jahresrunde und es stand immer noch unentschieden. Tragisch für uns beide, beruhigend für mich, denn ein Vorsprung von Tim

in der Hauptdisziplin hätte mein Ego stark angekratzt.

Ich pfiff gerade toller Enthusiasmus „Lords of the boards“ von Guano Apes mit, als ich im Spiegel Desiree stehen sah. Sie lehnte gegen meinen Türrahmen, der keiner war, weil ich schon vor Jahren die Tür aus der Angel gehoben und gegen eine Westerntür ersetzt hatte. Sie beobachtete mich eine Weile und kam dann ein Stück näher. Ohne ein Wort zu sagen griff sie mir in den Nacken und stellte meinen Hemdkragen auf. „Sieht verwegener aus“, sagte sie erklärend. „Passt besser zu dir“, fügte sie dann leiser hinzu und lächelte mich an. Ich bedankte mich nur höflich und betrachtete das Ergebnis. Desiree hatte Recht. Diese saß mittlerweile auf meinem Bett und schaute mir weiter zu, ein Umstand, der mich nervös machte, denn ich brauchte Ruhe, wenn ich mich frisierte. Zuviel um mich herum machte mich unruhig und dann konnte ich mein gutes Erscheinungsbild vergessen, weil alles in die Hose ging.

„Kommst du heute Abend mit?“, fragte ich, um die Stimmung etwas zu lockern und vor allem, um sie vielleicht aus diesem Starren zu lösen, das mir langsam auf die Nerven ging.

„Ja, ich denke schon. Ich muss mich aber noch hübsch machen, damit ihr was zu sehen habt.“ Sie lächelte mein Spiegelbild an und lehnte sich dann zurück. „Meinst du, ein Minirock ist zu aufgedonnert für den Laden, in den wir gehen?“ Ich verneinte mit einem wortlosen Kopfschütteln, denn ich ertappte mich dabei, wie ich mir ihre Beine vorstellte, wie sie lasziv unter einem Mini hervorschauten und mir zuflüsterten sie zu berühren. „Gut, dann hab ich schon eine Idee, wie ich mich style. Haare offen oder hochgesteckt?“

„Offen“, sagte ich kurz und knapp. Ich mochte offene Haare, sie schmiegt sich so schön an einen, wenn man eine Frau im Arm hielt und außerdem sah es einfach super sexy aus, wenn eine langhaarige Frau auch zeigte, dass sie lange Haare hatte.

„Okay, dann weiß ich ja, wie ich dich heute Abend rumkriegeln kann“, erwiderte sie keck und war verschwunden, bevor ich etwas sagen konnte. Ich bezweifelte allerdings, dass es überhaupt etwas Sinnvolles gewesen wäre, weshalb ich über ihren raschen Abgang zufrieden war. Ich hatte ja noch den ganzen Abend, um mich lächerlich zu machen.

Lächerlich machen war aber nicht unbedingt an der Tagesordnung bei Desiree, denn ich konnte ganz gut mit ihr umgehen und wir hatten ja immer einen gemeinsamen Feind, über den wir uns lustig machen konnten: ihren Freund und meinen lieben Bruder. Er hasste es selbstverständlich, wenn wir uns gegen ihn verbündeten, aber er bot auch immer eine mehr als offene und große Angriffsfläche, deshalb konnten wir uns nur selten zurückhalten. Seltsam wurde es, wenn ihm plötzlich Tim zur Seite sprang, denn ich wusste mehr als gut, dass auch er häufig anderer Meinung war als mein Bruder, aber er sagte es nie offen und wenn dann in so versteckten, verklauselten Sätzen, dass es fast schon keiner mehr verstand. Das war eine Geheimsprache zwischen Tim und mir geworden, denn wir verstanden einander sehr gut, wenn wir miteinander redeten. Ich glaube, dass er sich auf die Seite meines Bruders stellte, wenn Desiree und ich mal wieder das Kriegsbeil ausgruben und losschlugen, war einfach eine Folge seiner sozialen Toleranz, die er aus dem Elternhaus mitbekommen hatte. Das war der größte Unterschied zwischen uns. Er war ein barmherziger Samariter, um es überspitzt auszudrücken, ich hingegen in so manchem Feld ein intoleranter Klops. Man konnte es am besten an den Wahlen erkennen. Interessiert an Politik waren wir beide zu gleichen Teilen, aber während er häufig sein Kreuz bei den Grünen machte und sogar stolz darauf war, sprang ich zwischen der SPD und der CDU hin und her. SPD wählte ich immer, wenn es um nichts ging, die CDU wurde nach und nach mein Favorit, aber auch nur, wenn sie ihre traditionellen konservativen Werte durchsetzte, denn erst dann fühlte ich mich bestätigt. Ich war nie ein Hardliner und auch kein überzeugter Konservativer, aber ich wollte einen gewissen Grad an Härte und Unnachgiebigkeit, wenn es um Politik ging

und da war eben die CDU näher an meinen Vorstellungen als die SPD. Die Grünen waren für mich stets eine Randgruppe gewesen, dessen Naivität mich gleichzeitig belustigte und gleichermaßen auch zu schocken wusste.

Politische Überzeugungen hin oder her, Tim und ich waren uns in einem Punkt immer einig. Dass Erdinger Weizenbier von Gottes Hand höchstpersönlich gebraut werden musste, denn es schmeckte wie nicht von dieser Welt und das meine ich als hochgradiges Lob, ja fast als Preisung dieses Getränkes. Auch an diesem Abend gönnten wir uns ein Vorglühen mit Gottes Bier und zischten jeder drei Flaschen hinweg. Ich hatte meist einen Elfer in der Ecke stehen, manchmal brachte Tim uns Geschenke und hatte selber Flaschen im Gepäck. Wenn die Flaschen geöffnet wurden, öffneten Tim und ich auch unsere Herzen und alles war gut.

Nach drei Erdingern und einem großen Schluck aus der Pulle meines Vaters – „Zur Feier des Tages“, was immer es auch zu feiern gab –, ging es dann los zur Disco. Im Schlepptau hatten wir meinen Bruder und Desiree, die seltsam dreinschaute, während mein Bruder an ihrer Hand die Straße herunterdackelte. Ich verlor meinen Blick ganz kurz auf ihrem Hintern, den ich an diesem Abend einfach nicht wegschauen konnte, selbst wenn ich es gewollt hätte, denn er steckte nur knapp unter einem samtig roten Kleid, das figurbetont und männermordend ausgelegt war. Wir liefen in einer großen Reihe quer über die Straße, gefahrlos, denn an einem Samstagabend um kurz vor zwölf war in diesem Stadtteil tote Hose, sah man von den Partygängern, den Polizeistreifen, die sich immer unauffällig im Hintergrund hielten, und den Hundebesitzern beim letzten Abendgang ab.

Unsere damalige Stammdiscothek lag etwas außerhalb, war klein und schwummrig – manche nannten sie auch dreckig und asozial, aber darüber sah man in dieser Zeit des Erwachsenwerdens milde hinweg – und sie bot den Vorteil, dass man nur eine knappe Viertel Stunde an Gehweg hatte, ging man vom Haus meiner Eltern aus. Es war ein milder, angenehm warmer Abend, einer wie er in schnulzigen Filmen und ebenso tiefenden Romanvorlagen gerne für das erste Mal eines Paares oder für die letzte Nacht zwischen zwei Lebensabschnitten genommen wird. Wolkenlos hing die Säufersonne über unseren Köpfen und wärmte uns mit ihrem bleichen Schein in eine Nacht voller Alkohol und Partylaune. Diese Laune musste wohl bei den Pärchen erst noch aufkommen, denn mein Bruder und seine Freundin machten einen eher reservierten und durchaus zerstrittenen Eindruck. Ich konnte das daran erkennen, dass mein Bruder schlechte Witze machte. Die konnte er zwar wie eine Abschussvorrichtung zu jeder Zeit entgegenfeuern, doch war die Qualität und vor allem der Inhalt dieser schlechten Witze von anderer Gattung, wenn er schlechte Laune hatte. War dies der Fall, formulierte er gerne bildhafte Rätsel, die man dann lösen sollte. Manchmal hatten diese dann sogar ordentlichen Möchtegerntiefgang, in etwa vom Kaliber der altbekannten Fabelgeschichten mit Skorpionen, die auf andere Leute Rücken über einen Fluss schwammen und dann doch zustachen oder von Elefanten und Mäusen und solchen Dingen. Ich hatte meist keine Lust auf solche Spielchen und verweigerte vehement jegliche Beteiligung und so versuchte ich auch an diesem späten Abend mein Augenmerk auf die wirklich wichtigen Dinge im Leben zu lenken: wie kam ich sicher und unbeschadet in der Disco an?

Nun, ich tat es einfach und der Abend wurde feuchtfröhlich. Ich verlor immer mehr den Überblick über meine Getränke, denn aus dem einfachen Umstand, dass ich plötzlich sehr viel spendiert bekam und herzlich wenig selber in meinen Rausch investieren musste, ging es ganz einfach und schnell, das Betrunkenwerden. Irgendwann kam mein Bruder zu mir getorkelt und zischte mir ins Ohr, dass er mal was über den Rest des Abends zu erledigen habe und dass ich mich doch derweil ein wenig um Desiree

kümmern sollte, damit sie nicht so verloren und unbeteiligt und sozusagen wie stehengelassen, weil der Freund was über den Rest des Abends zu erledigen hat, herumstehen müsse. Mein Argument, dass Desiree die Letzte war, die einen Abend allein in einer Disco verbringen musste, zündete nicht. So wurden wir uns das erste Mal seit langem näher gebracht, Desiree und ich. Sie stand neben mir und nippte an meinen Getränken. Für mich kein Problem, denn ich musste sie ja größtenteils nicht aus eigener Tasche finanzieren. Irgendwann fragte ich mich auch nicht mehr, wer mir da wie viel und was ausgab, denn spätestens beim fünften Desperados musste ich mir eingestehen, dass er mir scheißegal wurde, solange ich nur weiter so bedient wurde. Immer hatte ich eine volle Flasche in der Hand, doch meistens musste ich die Hälfte an Desiree abgeben, die sich schnell an den ungewohnt rasch laufenden Umlauf meiner Getränke gewöhnt hatte. Nach einiger Zeit hielt ich sie wie eine Trophäe im Arm, denn ich bemerkte die neidischen Blicke der anderen Männer, wenn sie an mir vorbeiging und die Freundin meines Bruder, die sie in dieser Situation wohl eher mir als ihm zuordneten, bäugten und mich dabei mit bösen Blicken strafte, da sie sich selbst dieses Mädchen in den Arm wünschten.

Ich redete nicht viel. Stattdessen hatte ich mich dazu entschlossen, lieber über Scherze der anderen zu lachen und mich selber zurückzuhalten, denn ich merkte, wie die Umdrehungen mein Mundwerk lösten und es unkontrollierbar machten, sowohl in Hinblick auf die ordnungsgemäße Artikulation meiner Gedanken als auch was den Inhalt dieser anging. Ich hörte auch viel zu. Desiree zum Beispiel, die mir verärgert berichtete, dass sie es beschissen fand, von meinem Bruder so abgestellt zu werden, während er mit einer anderen flirtete. Das Shakern an sich war ihr nicht der Dorn im Auge, denn sie und mein Bruder hatten eine Vereinbarung, in der Flirten mit Anstand und Grenzen kein Unding war und die sie beide auch genügsam auskosteten. Trotzdem missfiel ihr die Art, wie er sie in die Ecke zu stellen wagte, besser gesagt an meine Seite und damit zwar zur Familie, aber eben fort. Ich nahm sie in den Arm, das war das Einzige, was ich tun konnte in meinem Zustand. Das, und an ihrem Hintern herumzugrabschen, wie mir nach einer Weile auffiel. Ich hatte es fast gar nicht bemerkt, und der Teil, der das bemerkt hatte, der hatte sich schnell als zufrieden abgefunden und sich weiter zuschütten lassen. Ich entdeckte meine Hand an ihren Hüften und dann an ihrem Hinterteil, aber sie schien nichts dagegen zu machen. Im Gegenteil hatte auch sie meine Taille umfasst und sich an mich gelehnt. Irgendwann spürte ich ihre Hand wandern und als sie angekommen war, befand sie sich direkt an einer meiner Arschbacken und somit an einer Stelle an der die Hand der Freundin meines älteren Bruders bestimmt nicht hingehörte. Noch dazu begann sie daran herumzukneten, wie in einem Teig, der für das Ausrollen vorbereitet werden sollte. Ich schaute sie an und es lag eine seltsame Art der Gier in ihrem Blick: Ich trank einen Schluck, dann sie, dann war die Flasche zwischen unseren Lippen plötzlich verschwunden und wir küssten uns. Es war ein seltsames Gefühl, zum einen, weil es lange her war, dass ich das letzte Mal eine Frau geküsst hatte, zum anderen, weil es unbedingt die Freundin meines Bruders sein musste, der die Ehre des aktuellen Kusses gebührte.

Aber ich tat nichts dagegen und auch Desiree schien keineswegs daran zu arbeiten, diese unerwartet innige Nähe zu zerstören. Ihre Lippen schmeckten süß und ihr Speichel setzte sich an meinen Mundwinkeln fest. Eine Werbung für Herpescreme hätte ihre helle Freude an der Szene gehabt („Damit sie auch die Frau des anderen ohne Sorge küssen können.“).

Nach einer Minute ließen wir voneinander ab und ich schaute fort, als sei nichts passiert. Ich fühlte mich schuldig, denn so was tat man nicht, solche Personen küssen, die einem anderen zugesprochen waren. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, die Freundin von Tim oder eines anderen guten Freundes zu küssen, dazu war ich viel zu stolz und ehrenhaft, als dass ich mir solche Aktionen leisten wollte. Deshalb sagte ich mir,

dass es am Alkohol liegen müsse und dass ich sowieso sehr unzurechnungsfähig war in diesem Augenblick und dass es auch okay sein müsste, solange die Frau es auch so bedingungslos sah. Und als ob mich diese Erkenntnis von allen Schulden freisprach, drehte ich mich wieder Desiree zu und vergrub meine Zunge erneut in ihrem Mund, grabschte noch dazu ein wenig an ihr herum und fand es am Ende nicht mehr wirklich schlimm.

Heute sehe ich ziemlich scheiße aus, dachte ich mir, als ich morgens in den Spiegel in mein zerknittertes, mit blutunterlaufenen Augen und einer faltigen Stirn gekennzeichnetes Gesicht sah. Die Nacht war lang gewesen und wie mir meine Mutter berichtet hatte, hatte ich wohl erst gegen sieben Uhr morgens den Heimweg tatsächlich gefunden gehabt. Mein Kopf zerplatzte in tausend Splitter, zumindest fühlte er sich so an. Während ich mit rauem Rachen und einem Kater deluxe über meine fette Brühe gebeugt am Küchentisch saß, versuchte ich die Scherben des Abends in meinem Gedächtnis zusammenzufügen, dass sie ein sinnvolles Bild ergaben. Anscheinend hatte sich mein Verstand irgendwann zwischen ein und sieben Uhr gedacht, es müsse sich ausschalten und so hing ich ahnungslos und völlig desorientiert in den Seilen der Erinnerung und wusste nicht mehr, was geschehen war.

Mein letzter Gedankenfetzen hing an einer Flasche Desperados, die ich in der Hand hielt und auch daraus trank. Ich erinnerte mich an meinen Bruder, wie er mir Desiree überließ und wie ich sie im Arm hielt. Der Rest war nur ein verschwommener Schatten aus Tanz, Trunk und Lachen. Ich hatte einen seltsamen Geschmack im Mund, den ich nicht zuordnen konnte, den ich aber der Mischung aus den verschiedenen alkoholischen Getränken am Abend zuschrieb, weil das am meisten Sinn machte. Übergeben hatte ich mich nicht, soviel wusste ich, denn wenn ich in diesem Alter und am Morgen danach eines wusste, dann wie Erbrochenes einige Stunden später im Rachen nachschmeckte. Nein, es musste etwas anderes sein, etwas, was mir nicht allzu geläufig war und ich nicht wirklich regelmäßig schmeckte.

Als ich zum Mittagessen kam, schaute mein Bruder mich böse an. Er murmelte, dass Desiree sich früh am Morgen in den Zug nach Hause gesetzt hatte und erst einmal Zeit für sich brauche, um mit einigen Fragen klarzukommen, die sie sich begonnen hatte zu stellen. Er sah mich währenddessen mit vorwurfsvollem Blick an, sprach jedes Wort mehr als deutlich aus und ich wusste nicht, weshalb. Irgendwann meinte er, es sei meine Schuld, dass sie abgereist sei und dass ich mir mehr Gedanken hätte machen müssen, statt so impulsiv zu handeln, wie ich es getan hatte. Auf meine Nachfrage, was er meinte, da ich mich an kaum etwas erinnern konnte, was an diesem Abend geschehen war, schrie er, dass ich es sehr wohl wisse. Doch entgegen dem allgemeinen Filmklischee, dass man es noch einmal brühwarm aufgetischt bekam, was man falsch gemacht hatte und was der Grund für das böse Blut war, erfuhr ich es erst Monate später. Als es mit der neuen Freundin meines Bruders ebenfalls passierte.

Dieses Mal wusste ich mich zu erinnern. Wieder war da die Freundin meines Bruders, wieder ein gut aussehendes, wenn auch junges Mädchen, das zu ihm gefunden hatte und wieder war da ich und wieder war ein alkoholierter Abend mit im Spiel. Sie lag in meinen Armen und dann küsste sie mich und irgendwann war mein Bruder verschwunden und dann wollte sie mehr. Ich ging nicht darauf ein, aber als ich es reumütig meinem Bruder erzählte, meinte dieser nur, ich hätte es auch diesmal tun können, es bliebe ja wie beim letzten Mal in der Familie. Und immer noch konnte ich mir nicht sicher sein, ob der Geschmack, den ich damals im Mund verspürte nur der Nachgeschmack von heißen Küssen und alkoholierter Leidenschaft oder aber der von einem sexuellen Fehler gewesen war.

## | Das erste Mal

Laura rief mich an – geschäftlich. Sie wollte mir ein Angebot machen, eine Investition, die mir später einen festen Gewinn und eine hohe Wiedergewinnchance geben sollte. Sie erklärte mir, dass es ein ausgefeiltes System sei, an dem sich schon etliche Menschen beteiligt hätten und dass ich mir mein Risiko sehr niedrig vorstellen musste, denn sollte ich keinen Gewinn erzielen, würde ich einfach einen Ausgleich aus einem solidarischen Investitionsfond erhalten, der durch die Gelder der anderen Systemteilnehmer gespeist würde. Ich hörte mir detailliert an, welche positiven Auswirkungen meine Investition haben würde und Laura erklärte mir geduldig, welche Möglichkeiten ich hätte. Ich ließ sie einfach reden, denn das mochte ich von Anfang an ihr. Sie hatte eine wunderbar herzliche und melodische Stimme, es schien mir manchmal wie ein Gesang, den sie mir darbot. Die Stimme war das Erste, was ich von ihr kennen lernte und bereits da war es um mich geschehen. Es war also nicht verwunderlich, dass ich sie erst alles erzählen ließ, um ihre schöne Stimme zu genießen und erst nach einer Nachfrage mit der Wahrheit herausplätzte:

„Tut mir leid, aber ich habe kein Interesse am Systemlotto. Ich hab noch nie Lotto gespielt und hab es auch nicht vor. Sorry, dass Sie umsonst angerufen haben, aber ich wollte Sie nicht unterbrechen.“

„Ach, tun Sie mir doch einen Gefallen und unterbrechen Sie demnächst die Menschen, die Sie anrufen, um Ihnen etwas zu verkaufen. Sie tun ihnen damit einen Gefallen, glauben Sie mir.“

Das machte die ganze Stimmung kaputt und da rettete ihre Stimme auch nichts mehr, der erste Kontakt zwischen ihr und mir und sie sagte direkt, dass man ihr mit einem schnellen Ende einen Gefallen tun könnte.

„Ich hab Sie bestimmt aufgehalten. In der Zeit hätten Sie leicht noch einen zweiten anrufen und ihm was über Lotto mit System verkaufen können. Wie werden Sie denn bezahlt? Pauschal oder nach Provision.“

„Sowohl als auch. Wir bekommen hier einen Pauschalbetrag und eine Provision für jeden Neukunden, den wir geworben haben. Aber es ist auch mal ganz schön mit jemanden zu reden, der einen nicht anmault, weil man ihn mit dem Verkaufsgespräch stört oder der einfach auflegt. Es ist eine nette Abwechslung, mit einem sympathischen jungen Mann zu reden.“ Jetzt konnte ich mir vorstellen, wie sie leicht lächelte und wie ich mich auch in dieses Lächeln verlieben könnte, so wie ich es bereits in ihre Stimme war.

„Woher wollen Sie denn wissen, dass ich so ein junger Mann bin?“, fragte ich schelmisch.

„Wissen Sie, ich hab hier Ihre Daten auf dem Bildschirm. Name, Adresse, Alter und solche Sachen.“ Ich hörte einige Tasten tippen. „Ich merke gerade“, fügte Laura dann noch hinzu, „dass Sie bei mir im Stadtteil wohnen. Ich bin erst vor kurzem dahin gezogen.“

„Wo haben Sie denn vorher gewohnt?“ Sie nannte mir einen Stadtteil, von dem ich noch nie gehört hatte, aber ich war ja auch noch nicht allzu lange in der Stadt, da konnte ich es mir leisten ein paar schwarze Flecken im Stadtkennntnis zu haben.

„Ich kenne da noch niemanden. Nur Sie“, sagte Laura etwas leiser, so als wäre ihr der Flirt am Call Centertelefon peinlich.

„Wenn Sie mögen, können Sie gerne auf einen Kaffee vorbeikommen, meine Adresse haben Sie ja“, schlug ich lachend vor.

Kurzes Schweigen. „Das ist mir dann doch etwas gefährlich für das erste Date. Aber wir können ja etwas trinken gehen in diesem englischen Café in der Einkaufsstraße. Kennen Sie das? Die machen ein wunderbares Thunfischsandwich und der Kaffee dort ist erstklassig!“

„Gerne!“ Mein Herz schlug vor Freude. Dann beruhigte ich mich aber schnell wieder, weil ich mir vorstellte, dass beim Treffen ein Wal vor mir auftauchen könnte, denn ich wusste, dass eine nette Stimme nicht immer



der Garant für ein ansehnliches Äußeres war.

„Morgen Nachmittag? Um vier? Da hab ich Feierabend und Zeit“, schlug sie vor.

Ich konnte kaum einwilligen, so überrascht war ich darüber. Ein Date am Telefon hatte ich noch nie ausgemacht, zumindest nicht mit einer Frau, die ich erst seit diesem Telefonat kannte. In meiner grenzenlosen Phantasie stellte ich mir vor, was alles aus uns werden könnte.

Und es wurde wahr! Laura und ich waren auf einer Wellenlänge. Wir trafen uns (sie war kein Wal, sondern eine Göttin!), wir küssten uns, fummelten und verliebten uns immer mehr. Wo zuerst nur das zarte Verliebtsein in ihre Stimme war, formte sich nach und nach die Liebe zu ihr selbst. Ich liebte ihren Charakter, ihr Lachen, ihre Art mit Menschen umzugehen, ihre Kompliziertheit in manchen Dingen und ihre Unkompliziertheit in den anderen. Ich liebte ihre Gedanken und ihre Ängste, ihre Wünsche und ihr Handeln. Ich hatte das Gefühl, dass ich eine Seelenverwandte getroffen hatte und es fiel mir leicht, sie so zu lieben, wie sie war. Auch, wenn sie oft unnötige Hürden in die Beziehung einbaute, weil sie Angst vor einer längeren Bindung hatte: „Ich war bis jetzt kein Beziehungsmensch. Wenn mir jemand auf die Nerven ging, hab ich alles hingeworfen und mir jemand Neues gesucht. Das mit dir ist was ganz Neues für mich. Dich liebe ich, von ganzen Herzen.“ Wir blieben zusammen.

Ich liebte sie. Mit Haut und Haaren. Ich warf manche Prinzipien aus der alten Zeit über Bord, weil mich die Gefühle zu ihr, diese fast grenzenlos erscheinende Liebe, beflügelten. Ich kämpfte um sie, wenn ich zu kämpfen hatte und ich ließ sie gehen, wenn ich nicht mehr konnte. Dass es trotzdem Liebe war, zeigte mir der Umstand, dass sie immer wiederkam, auch wenn ich sie gehen ließ. Ich glaube, sie liebte mich auch. Sie war meine erste große Liebe, für die ich fast alles getan hätte. Ich lernte, in schwierigen Zeiten um Glück und Gefühle zu kämpfen und verlor Stück für Stück die emotionale Mauer, die ich mir bis dahin aufgebaut hatte, weil sie nicht mehr nötig war. Lange hatte ich mich gegen Angriffe von Emotionen geschützt, weil ich mir verwundbar vorkam. Laura zeigte mir, dass Verwundbarkeit zum Lieben dazugehörte und so wurde ich durch die Beziehung zu ihr ein anderer Mensch. Offener, sentimentaler und auch selbstbewusster. Laura gab mir die Bestätigung, jemand zu sein. Sie liebte mich wie ich war. Ich musste mich nicht verstellen oder eine Maske für sie tragen, wie ich es mir für manche Personenkreise beigebracht hatte. Bei und mit Laura war ich frei von Zwängen – fürs Erste. Denn jede Beziehung bringt Verantwortung, Kampfgeist und Verlustängste mit sich. Und die lernte ich mit der Zeit ebenso kennen wie meine tiefsten Gefühle. Ich hatte irgendwann Angst wieder allein dazustehen und nicht mehr lieben zu dürfen.

Ich war glücklich. Ich war frei. Und ich war zu mancher Zeit auch blind. Aber das machte nichts, denn ich verspürte ehrliche und tiefe Liebe zu einer wunderbaren Frau, die mich mit ihrer Art verzauberte, begeisterte und mit mir zusammen neue Grenzen zog. Ich konnte mit ihr bis ans Ende der Welt gehen und fiel trotzdem nicht herunter, weil wir uns gegenseitig Halt gaben. Wir hielten uns im Gleichgewicht und es war das erste Mal, dass ich mich von Grund auf ausgeglichen fühlte.

Mehr braucht ein Mann gar nicht über eine Frau zu schreiben, denn meist sind die Worte über die Liebe und die Frau dazu nur ein fader Abklatsch zu dem, was er wirklich zu dieser Zeit in seinem Herzen trug. Nichts kommt an den Menschen, den man liebt jemals heran. Man kann eine ganze Bibel schreiben über seine Liebe und doch wird ein Kuss oder auch nur ein Blick des Geliebten alle Wörter in dieser Bibel unnötig machen. Laura machte mich – zum ersten Mal in meinem Leben – sprachlos.

## | Blues

Es gibt ja bekanntlich Tage, die wollen nicht so laufen, wie sie eigentlich laufen sollen. Man steht morgens auf und merkt direkt, dass das einfach nicht der Tag der Tage werden kann. Aufwachen, und sich elend müde fühlen, weil man sich nach seiner Wahrnehmung erst vor einer Minute überhaupt hingelegt hatte – ich bin halt einer der Sorte, der gerne in der Nacht ein- oder zweimal aufwacht, um zu merken, dass er vorher auch geschlafen hat. Das Aufwachen in der Annahme, es sei keine Zeit vergangen, macht mich stattdessen unzufrieden und lässt mich müde sein, obwohl der Schlaf an sich dieselbe Länge gehabt hat. Also Müdigkeit. Okay. Das wäre keine Seltenheit. Wenn man dann aber auf der Toilette seinen Bedürfnissen nachgeht, aber das Hütchen leer ist, statt mit einer satten Rolle ausgestattet, dann wird man schon mal etwas gereizt. Da kann man von Glück sprechen, wenn man nicht auch noch einen Reizdarm hat. Der Kaffee ist alle, das ist ein halber Weltuntergang, denn Frühstück an sich ist nicht das Problem, da meistens nicht gewünscht, aber der morgendliche Kaffee, beziehungsweise sein Fehlen, machen den Tag entweder gut oder schlecht. Und ein Tag, der ohne Kaffee anfängt, ist eindeutig ein schlechter Tag. Wenn man dann noch vor jeder Ampel steht und in das grelle rote Licht sehen muss, geblitzt wird und am Ende doch noch zu spät zur Arbeit kommt, dann kann selbst das Lachen deiner Freundin dich irgendwann nicht mehr aus der Melancholie reißen. Nervende Kollegen und der Drang, eigentlich etwas ganz anderes machen zu wollen, statt dem, was man gerade in einem stickigen Büro tatsächlich tut, macht die Sache nicht einfacher. Und ja, es gibt solche Tage wirklich! Tage, an denen all das Schlechte und Erschreckende und Aggressionen Hervorrufende dieser Welt auf einen einbricht, wo man selbst beim eigentlich gemütlich geplanten Schreiben von Texten dieser Art von dem Schmatzen eines Liebespaares im Rücken aus der Balance geworfen wird. Glückwunsch, ihr seid jetzt eine Zeile in dieser Passage...

An Tagen wie diesen glaubt man, es könnte nicht mehr schlimmer kommen, man hat anscheinend ja den Tiefpunkt schon längst erreicht gehabt und eine erneute Verschlechterung der Gesamtsituation ließe sich nur noch durch ein durchweg einmalig schlechtes Ereignis herbeiführen, dessen Auftreten nicht unbedingt wahrscheinlich ist. Doch es kommt ja bekanntlich immer anders, denn manchmal vermag ein Tag verdammt gut anzufangen und wird dann zum Schwärzesten, den man sich bis dahin vorstellen konnte.

Ich wachte auf und war gutgelaunt. Ich hatte in der Nacht dreimal gemerkt, dass ich auch geschlafen hatte und konnte mich bei jedem einzelnen Mal wieder entspannt in das Laken kuscheln, denn es war Wochenende und ich konnte ausschlafen. Zwar tat mein Rücken weh, denn die alte Schlafcouch, die ich nutzte, wenn ich bei meinen Eltern im Haus schlief, hatte ihre besten Zeiten schon gesehen gehabt, aber ich schlief auch deswegen sanft wieder ein, weil es mir vergönnt war, die Körperwärme von Laura neben mir zu spüren und ihren regelmäßigen Atem hören zu dürfen, der sich wie eine kleine Nachtmusik in den Raum legte. Morgens wachten wir nahezu gleichzeitig auf und lächelten uns an. Nach einem Jahr Beziehung liebten wir uns wohl noch immer wie am ersten Tag und dieser Umstand machte mich enorm glücklich, denn ich hatte es wirklich gut getroffen mit dieser fabelhaften Frau an meiner Seite. Wir kuschelten noch eine halbe Stunde vor uns hin, dann standen wir gemeinsam auf und frühstückten – was hieß, dass sie sich ein Brötchen gönnte, mit einer Tasse warmer Milch und einen Joghurt hinterher und ich mir zwei dampfende Tassen Kaffee, es konnte also nur ein guter Tag werden. Meine Mutter ließ uns währenddessen in Ruhe, mein Vater sich fast gar nicht blicken. Nur ein Mal sah ich ihn schweißüberströmt durch die Küche schleichen. Sein schweißnasses Gesicht konnte ich mir allerdings nicht erklären, denn soweit mir bekannt war, hatte er sich keinerlei Anstrengungen ausgesetzt und warm war es auf keinen Fall. Aber mir sollte es ja

egal sein, ich war glücklich an diesem Morgen. Laura musste fort, sie hatte an diesem Tag noch zu arbeiten, und ich hatte ihr versprochen, sie zu fahren.

„Wie schaut's aus? Brauchst du noch was zum Saufen? Wollte noch was holen fahren“, fragte ich meinen Vater, bevor wir losfuhren.

Er schaute mich aus kleinen, müden Augen an und meinte dann: „Schon, aber lass uns das mal lieber ein andermal machen, ich fühl mich nicht so gut.“

„Aber ich bin doch gleich mit dem Auto unterwegs, um Laura zum Center zu fahren, da kannst du doch gleich mit und wir fahren auf dem Rückweg beim Laden vorbei. Spart doch Sprit!“ Dieses Argument zog bei meinem Vater immer. Er fuhr nicht gerne Auto und wenn, dann versuchte er etliche Sachen in eine Tour zu packen, damit es sich auch lohnte. Getränkekaufen fahren mit meinem Vater lohnte sich auch immer für mich, denn einen Teil des Einkaufes übernahm dann traditionell er, ein altes Relikt aus der Zeit meiner finanziellen Abhängigkeit, die wir aber im stillschweigenden Einverständnis weitergeführt hatten, obwohl ich mein Bier und meinen Saft mittlerweile problemlos hätte alleine bezahlen können.

„Aber du fährst“, wollte mich mein Vater zu einem seiner hoch gehandelten Kompromisse bewegen, der in diesem Fall ja keiner war, weil ich so oder so wegen Laura gefahren wäre. Aber um meinen Vater diesen kleinen Sieg zu gönnen, willigte ich in seinen „Kompromiss“ ein und belud den Wagen mit Leergut. Laura stand neben meiner Mutter an der Tür und beobachtete mich – das konnte sie gut, mir beim Arbeiten zuschauen und dabei selber nichts tun. Aber Gartenarbeit, Kisten schleppen und Briefmarken anlecken fielen nun mal in mein Aufgabengebiet. Fertig beladen machten wir uns auf den Weg. Ich am Steuer, Laura auf dem Beifahrersitz und mein Vater auf der hinteren Bank, merkwürdig erschöpft und kraftlos gegen die Seite gelehnt. Ich vermutete den Blutdruck als Grund oder aber er hatte mal wieder seine Tabletten vergessen. Ihm war seit ein paar Monaten bekannt, dass er an Diabetes litt und war auf die Einnahme von Tabletten angewiesen, um dieses Problem auf einem vernünftigen Level zu halten. Manchmal vergaß er sie aber, dann war das Gemurre groß, denn er fühlte sich dann so wie an diesem Tag und das bereitete nicht nur ihm, sondern auch den Menschen um ihn herum schlechte Laune.

Laura und ich ließen uns aber nicht anstecken, denn dazu sahen wir uns viel zu sehr auf der Erfolgsspur in dieser Zeit. Es war einfach herrlich einfach, das alles, und ich hatte Gefallen daran gefunden, glücklich und zufrieden zu sein. Für mich gar nicht so einfach, den Pessimismus der letzten Jahre abzuwerfen. Aber Laura hatte es geschafft, sie hatte mich aus diesem Loch gerettet, in dass ich mich nach langem erfolglosen Jagen eingegraben hatte. Mit ihr schien die Sonne jeden Tag, auch wenn es draußen regnete. Nichts konnte mir die Laune so verderben, dass ich wieder in meinen alten Zweifel verfiel – dachte ich bis zu diesem Zeitpunkt.

Es war an der Leergutkasse. Laura hatte ich vor zehn Minuten abgesetzt und meinen Vater danach auf den Beifahrersitz verfrachtet, um mich besser unterhalten zu können. Murrend war er nach vorne gestiegen und war in einer Flut von Schweiß fast ertrunken. Ich hatte ihm nach dem Einparken die Schlüssel gegeben, denn meistens machte ihm eine Fahrt mit dem neuen Auto immer etwas mehr Spaß als er eigentlich zuzugeben bereit war. Aufmunterungstherapie, das war mein erklärtes Tagesziel für diesen Mann und ich hatte mir noch so einiges überlegt, um es zu erreichen, sollte das Autofahren allein keine gewünschte Wirkung zeigen. Wortlos steckte er den Schlüssel in seine Hosentasche und holte einen Getränkewagen, den dann natürlich ich belud, wer auch sonst. Ich schob ihn voraus, mein Vater lief hinter mir und als ich an der Kasse ankam, starb er.

Ich hörte, wie etwas hinter mir dumpf auf dem Waschbetonboden aufschlug und drehte mich erschrocken um. Der Körper meines Vaters lag gekrümmt vor mir, er zuckte und hatte die Augen so weit aufgerissen, dass ich allein aus diesem Grund stocksteif erstarrte. Er atmete gierig, doch schien keine Luft in seine Lungen zu gelangen. Ich stand nur da und konnte nichts tun. Ein Kunde kam angelaufen und kniete sich herab zu meinem Vater, brachte ihn in die stabile Seitenlage, doch es schien nicht zu helfen. Wie in einem Film hörte ich plötzlich jemanden rufen, er sei Arzt, man solle ihn vorbeilassen, damit er helfen könne. Dann schob er sich an mir vorbei und begann sofort mit einer Herzdruckmassage, er murmelte etwas von einer Cardiosonstwas und sah mich an. „Sie gehören zusammen?“ Ich nickte nur. „Hat er heute morgen über Schmerzen in der Brust geklagt oder ähnliches?“ Ich schüttelte den Kopf. „Nur schlapp war er“, sagte ich knapp und holte mein Handy aus der Tasche. „Ja, gut“, hörte ich den Arzt sagen, „rufen Sie bitte sofort den Notarzt.“ Dann machte er weiter.

In solchen Situationen fallen einen die hoch gelobten fünf Ws natürlich nicht ein, also sagte ich einfach alles, was mir einfiel und was mir nützlich erschien. Als ich herabblickte und meinen Vater sah, setzte ich schockiert und mit aggressivem Ton hinterher: „Beeilen Sie sich, er ist schon ganz blau“ und bekam die Anweisung an Ort und Stelle zu warten. Der Arzt hatte keinen Augenblick mit der Massage pausiert, er beatmete meinen Vater jetzt auch durch den Mund, aber ich konnte sehen, dass es nichts half. Ich schaute ihm in die Augen, sie wurden glasig und sahen mich erschrocken an, als wollten sie mich fragen, was denn jetzt gerade passierte, er könne es nicht verstehen und niemand höre ihn. Ich brach in Tränen aus, ich fühlte mich hilflos und fehl am Platz. Andere machten die Arbeit, die ich als Sohn sofort hätte ergreifen müssen, aber zu der ich nicht fähig gewesen war. Jetzt stand ich nur an der Seite wie ein Unbeteiligter und das machte mich fast noch mehr wütend als die Tatsache, dass mein Vater um sein Leben rang.

Ich hörte Sirenen und kurz darauf schoss ein Notarztwagen um die Ecke und parkte mit quietschenden Reifen direkt vor dem Eingang. Zwei Ärzte sprangen heraus und übernahmen von dem anderen Arzt, der eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse und seiner Bemühungen gab und sich dann zur Seite stellte, wie ich es getan hatte. Reanimationsmaßnahmen wurden durchgeführt und einige Minuten später fuhr auch ein Krankenwagen vor, in dem mein Vater gebracht wurde. Mir verbot man mit hineinzugehen, stattdessen stand ich Nägel kauend davor und tat etwas, was ich nicht mehr seit meiner Konfirmation getan hatte – ich betete. Ich sprach leise zu Gott, dass er ein Arschloch sei, würde er meinen Vater jetzt sterben lassen und dass ich ihn dafür hassen würde, zog er diese Nummer jetzt durch. Dann besann ich mich eines Besseren und gelobte, nach erfolgreicher Rettung meines Vaters, den Glauben an den Herrn wieder finden zu wollen. Ich konnte mich nicht entscheiden ob aggressives Ultimatum oder lieber schmeichelhafte Versprechungen, dazu war ich zu lange aus der Übung. Ich wusste nur eines, dass ich in diesem Moment ganz fest daran glaubte, dass eines von beiden helfen konnte. Als der Krankenwagen in Richtung Krankenhaus aufbrach, stand ich alleine auf dem Parkplatz. Mein Vater hatte die Wagenschlüssel nach wie vor in seiner Hosentasche, was ich aber erst nach Abfahrt des Transporters bemerkt hatte. Ich konnte nicht klar denken, ich schwitze wie ein Idiot und mein Atem war voller Hektik. Ich hasste das Gefühl der Unkontrolliertheit und in diesen Momenten war es größer als je zuvor in meinem Leben. Hilflosigkeit, Verzweiflung und Wut durchzogen meine Adern und machten mich zu einer Gefahr für mich selbst.

Ich joggte los. Bildete mir ein, ich könnte den Krankenwagen einholen. Vielleicht sogar vor ihm am Krankenhaus eintreffen und schon alles für meinen Vater vorbereiten. Ich rannte wie ein Besessener durch die Straßen, ließ mich fast überfahren und konnte nicht denken. Trotzdem tat ich etwas Vernünftiges und rief während des Rennens meinen Bruder an, damit er Bescheid wusste. Meiner Mutter wollte ich noch

nichts sagen, sie hätte sich nur unnötig Sorgen gemacht, denn ich konnte ja noch nichts sagen. Vielleicht ging es meinem Vater in diesen Minuten bereits schon wieder sehr viel besser und da hätte eine Nachricht an meine Mutter, ihr Mann sei hechelnd und blau angelaufen beim Einkauf zusammengebrochen nur zur unnötigen Konfusion beigetragen. Ich keuchte meinem Bruder in den Hörer, dass er schnellstens zum Krankenhaus kommen müsse, besann mich dann, dass ich meiner Mutter solche Informationen natürlich doch nicht vorenthalten konnte, Aufregung hin oder her, und meinte deshalb zu meinem Bruder, dass er unsere Mutter auch direkt mitnehmen solle.

Als ich in die sterilen Räumlichkeiten der Intensivstation eintrat und mich eine junge Ärztin mit ernstem Gesicht empfing, wusste ich Bescheid. Die Nachricht, dass mein Vater bereits zu stark am Herzen geschädigt war, als dass er im Krankenhaus noch eine Hoffnung gehabt hätte, dass er seinem Herzinfarkt erlegen war und es ihr natürlich Leid täte, mir diese Botschaft überbringen zu müssen, nahm ich nur am Rande wahr. Meine Gedanken verfrachten sich irgendwo zwischen Überlegungen, wie ich es meiner Mutter sagte und wie ich es schaffen konnte, mich nicht hier auf der Intensivstation zu übergeben. Letzteres schaffte ich, Ersteres sollte eine Zerreißprobe werden. Ich stellte mich an das Fenster im Sterbezimmer meines Vaters, der in einem Bett mit aufgeschnittenem Hemd lag, an eine Herz-Lungen-Maschinerie angeschlossen, die aus dem Zwecke noch aktiv war, „weil es noch Restaktivität in den Herzmuskeln gibt, die aber nicht zur Versorgung des Kreislaufes ausreichen. Aber weil das Abstellen der Maschine bei noch vorhandener Aktivität einer Sterbehilfe gleichkommt und diese in Deutschland rechtswidrig ist, muss sie auch beim bereits eingetretenen Tod des Patienten noch solange angeschlossen sein, bis der Hirntod einsetzt.“ Das hatte mir ein Pfleger erklärt, der mir auch eine Packung Taschentücher gereicht und mir gesagt hatte, dass es ihm Leid täte. Soviel Trauer auf der ganzen Station. Und doch so wenig, was man dagegen tun konnte.

Als meine Mutter und mein Bruder eintrafen, trat ich ihnen weinend im Foyer entgegen. Meine Mutter meinte, ich solle nichts sagen, sie wolle ihn nur noch sehen und erst dann Fakten erfahren. Sie war stark in diesem Moment, viel stärker als ich und das war gut so, denn es zeigte mir, dass ich eine Mutter hatte, die fähig war Fassung zu bewahren und Kraft dort zu haben, wo sie diese brauchte, selbst in den schwierigsten Momenten des Lebens. Sie weinte erst am Bett meines Vaters und mein Bruder ging nach einer Minute heraus, weil er den Anblick nicht ertragen konnte. Als wir zwei Stunden später alle Formalitäten im Krankenhaus erledigt hatten und in getrennten Wagen nach Hause fuhren, musste ich auf halber Strecke anhalten, um mich am Straßenrand zu übergeben. Ich fuhr mit dem Auto meines Vaters, dachte ich mir, und mein Vater war vor zwei Stunden gestorben, dachte ich weiter und dann kam es mir hoch und ich dachte gar nichts mehr. Der Tag ging dann seltsam weiter, denn es musste einiges geschehen. Ich war jetzt der Spielmacher im Haus. Meine Mutter hatte ihre Stärke im Krankenhaus bei meinem Vater gelassen und mein Bruder schien nur noch weg zu wollen. Einer musste Nerven zeigen und die nötigen Dinge in Bewegung setzen und weil es keinen anderen mehr gab, tat ich es. Ich kontaktierte das Beerdigungsinstitut und führte den Großteil der Gespräche mit den nötigen Personen. Es lag fast alles in meinen Händen und ich tat es, weil ich es tun musste, denn sonst war keiner fähig, das spürte ich. Ich war in diesen Tagen das kalte, kontrolliert arbeitende Arschloch, mit dem sich nicht reden, sondern nur verhandeln ließ. Und eben dies war nötig, das wusste ich. Was mich selbst überraschte war, dass ich mich schnell in diese Rolle einlebte. Ich genoss die Fülle an Macht und Verantwortung, die ich plötzlich besaß und ich handelte nicht nur kontrolliert, was den Nachlass anging, sondern auch was meine Stellung in der Familie betraf. Obwohl es meinem Bruder zustand, das neue Familienoberhaupt zu symbolisieren, weil er der Ältere war, brachte ich mich in diese

Position, weil ich etwas mitbrachte, was er nicht besaß. Den Willen, es zu sein. Kontobewegung, Nachlassverwaltung, einfach alles, was wichtig war und was mit dem Wissen um die Struktur des Familienlebens zu tun hatte, brachte ich in meine Reichweite.

Meine Mutter war mir dankbar, weil sie es alleine nicht schaffte. Ich hinterging sie natürlich nicht, das hätte ich nie getan. Ich nutzte es auch nicht aus, dass ich in alle wichtigen Entscheidungen mit eingebunden wurde. Aber ich war da und das war es, was mir für die Zukunft, die zum Teil immer noch vor mir liegt, die Vorteile bringen wird, die ich als nötig erachte, um zu überleben. Mein Bruder ist da. Sicherlich. Doch er blieb das, was er schon immer gewesen war: „der Ältere, der einfach da ist“.

Die Beerdigung war ein Aufgebot größter Ordnung. Ich konnte mich nicht erinnern, je an einem Trauerzug beteiligt gewesen zu sein, der monströser wirkte als der meines eigenen Vaters. Ich schüttelte angewidert viele Hände, die ich noch nie im Leben gesehen hatte und die zu Menschen gehörten, die ich ihre Trauer nicht abnahm. Von allen Seiten hörte ich, dass sie mir und der restlichen Familie ihr Beileid aussprachen. Tim sagte mir am Tag vor der Beerdigung, an dem wir einen Anzug für mich kauften, dass es ihm Leid täte und das reichte mir, denn ich wollte kein Beileid. Von niemanden. Tim war eine Stütze, ganz klar und auch Laura half mir, so stark wie nötig und so gefühlvoll wie möglich an all die Dinge zu gehen, die Klärung bedurften und so umschiffte ich mit ihnen und meiner Familie, in der nun ein Loch prangte, die gefährlichen Riffe eines Nachlasses und die Heucheleien verschiedenster Personengruppen. Am Ende schien alles geregelt zu sein und seinen Gang zu nehmen.

Tim und Laura spendeten mir Trost und Zuversicht und wir verbrachten in den nächsten Wochen sehr viel Zeit zu dritt, was vorher nicht der Fall gewesen war. Dann löste ich diese enge Dreisamkeit, weil ich mir langsam erdrückt vorkam. Es begann eine neue Zeit, das war mir klar, nur wohin diese Zeit führte, das konnte ich noch nicht erahnen. Es fühlte sich an wie eine Art Blues, der plötzlich durch mein Leben strömte und eine seltsame Art der chronischen Depression in mir auslöste, aber gleichzeitig auch belebend wirkte. Ich versank und gewann dadurch Stärke. Es war paradox wie die Musik, die sich in meinem Kopf abspielte. Höhen und Tiefen wechselten sich abrupt ab und vereinten sich von außen betrachtet zu einer einmaligen Komposition.

Ich konnte nicht wissen, dass der Tod meines Vaters nicht der einzige Blues bleiben sollte, den ich in diesem Jahr des gezwungenen Neubeginns zu hören verdammt war.

## | Grenzkontrolle

Es gab keinerlei Anzeichen, dass ich mir hätte Sorgen machen müssen. Schließlich waren wir ja glücklich, bis zur letzten Minute. Manchmal frage ich mich deshalb, warum es überhaupt geschehen musste, weshalb ich das Pech hatte und nicht mehr der glücklichste Mensch auf der Welt, sondern eher ein in sich zusammengefallener Trauerkloß werden musste. Abends weinte ich mich in den erholsamen und doch viel zu kurzen Schlaf, ich bemitleidete mich selbst und hatte einen Hass auf die Welt und all seine Schönheiten entwickelt, dass ich mich manchmal fragen musste, welche misanthropische Gene ich in mir tragen musste, damit diese Wandlung so straff und kontinuierlich fortschreiten konnte, wie sie es tat. Ich besaß keinen Respekt mehr vor mir, denn ich fühlte mich wie ein Versager und gleichzeitig wie ein armes Opfer und beides

zusammen machten mich zu einem Mann, der keiner mehr war, denn einen richtigen Mann, den belügt und betrügt und hintergeht man nicht, vor dem hat man Angst auch nur ein falsches Wort in diese Richtung zu sagen und vor dem hat man die Ehrfurcht, manche Grenzen niemals zu überschreiten.

Sie überschritten diese Grenze. Und zwar gewaltig. Es war wie ein kleiner Tod, der mich heimsuchte und damit meine ich nicht diese Art von „Le petit mort“, den man gerne in die Fachbücher bringt, um nicht so plump zu sein, wenn's ums Intime geht, sondern den wirklichen Tod, das Fallen oder in diesem Fall sogar Fallengelassenwerden, das Gefühl, dass einem die Beine unterm Boden weggezogen werden und man keinen Halt mehr im Leben hat, weil einen alles genommen wird, was einem wichtig erscheint. Ich verlor, das stand fest. An dem Tag, an dem mein Vater gestorben war, eröffnete das Verliererjahr seine Pforten für mich: Ich konnte es nur noch nicht wirklich wissen.

Den nötigen Halt in dieser schweren Zeit gaben mir meine Freunde. Manche Freunde aber waren nicht da, denn sie machten sich in der Art bemerkbar, als dass ich merken musste, dass sie den Begriff Freunde wohl nicht oder zumindest nicht *mehr* verdienten, denn sie blieben fort. Menschen, von denen ich angenommen hatte, dass sie mir beistünden oder zumindest einen Anflug von Beileid (das ich zwar gar nicht wollte, aber eigentlich zur nötigen Grundausstattung gehören sollte) zeigten. Aber diese Freunde tauchten nicht auf. Sie lasen zwar in der Zeitung die Todesanzeige oder wurden von anderen darauf hingewiesen, weil ich selbstredend mit dem Umstand der Trauer nicht hausieren ging, sondern mich erst einmal zurückzog, aber sie rührten sich dennoch nicht. Andere wiederum, von denen ich nicht wirklich geglaubt hatte, dass sie Anteil nähmen, standen plötzlich unvermittelt vor meiner Tür und taten das Richtige: sie sagten nicht, dass es ihnen Leid täte und sie mich verstehen könnten, sondern sie standen da mit bedrückter Miene und boten an, mir beizustehen, falls ich irgendetwas bräuchte. Sie boten Gespräche, Ablenkung oder ihre einfache, pure Anwesenheit an, und all das wollte ich dankend annehmen. Am Abend, nachdem ich mit meiner Mutter und meinem Bruder aus dem Krankenhaus gekommen war und alles Nötige mit dem Beerdigungsinstitut vereinbart war, fuhr ich auf eine kleine Feier, die keine war, denn sie war ruhig und von Diskussionen um Sein und Nichtsein durchzogen, gewürzt mit ein paar Bier und einer Zigarre. Es war das, was ich brauchte, denn ich wollte nicht alleine zuhause sitzen und über den Tod meines Vaters sinnieren, und ich wollte es schon gar nicht mit meiner Mutter oder meinem Bruder tun, ich wollte meine Ruhe und gut. Diese Ruhe, verpackt in einem gemütlichen Abend, der aufgrund der Umstände zwar gänzlich unbeteiligt an mir vorbeizog, mir aber trotzdem eine nötige Portion Ablenkung brachte, fand ich im Kreis dieser Schwerenöter, die ich jahrelang Bekannte oder gar nur Schulfreunde schimpfte und denen ich den Status von Freunden nicht hatte anbieten wollen. Ich rauchte, ich trank und hörte mir absurde Theorien an, die weder Hand und Fuß besaßen und gerade deshalb so schön schwerelos im Raum schwammen, dass man einfach nicht anders konnte, als sich zu amüsieren und zu schmunzeln. Man musste es sich vorstellen! Ich saß in einem viel zu engen Raum, der mit viel zu vielen Menschen besetzt war, rauchte Zigarre, trank Pils und konnte lachen – am Tag, als mein Vater gestorben war. Drei Tage später standen zwei von meinen abendlichen Partnern vor der Tür und reichten mir ihre Hand.

„Es tut uns echt Leid, was passiert ist. Das muss echt hart sein.“

„Ja, das ist es.“

„Wir wollen dich nicht stören oder sonst was, wir können uns denken, dass dir im Moment eher danach ist, allein zu sein.“

„Hmhm.“

„Wenn du nichts dagegen hast, dann würden wir gerne zur Beerdigung kommen, um dir zu zeigen, dass du

nicht allein bist in dieser Zeit, sondern dass wir für dich da sind, wenn du uns brauchst. Egal wie.“

Solch ein Angebot hatte ich nicht erwartet, ich hatte ja nicht einmal die beiden vor meiner Tür stehend erwartet und trotzdem waren sie da, und auch dieses Angebot – ja, fast eigentlich eine Bitte war es – war da. Und ich willigte ein. Ich konnte Menschen um mich herum gebrauchen, die mich kannten und die wussten, wie man mit mir umgehen musste. Sie konnten verstehen, dass ich kein Beileid und kein Heucheln brauchten konnte, sondern Ehrlichkeit und Direktheit wie immer, auch wenn das hieß, dass man mich in dieser Zeit zurückhielt, wenn ich scheiße war, was ziemlich oft passierte. Und es kamen die Menschen, auf die ich mich verlassen konnte in dieser Zeit. Sie waren zu viert und dazu kamen natürlich noch Tim und Laura und sie gaben mir das, was ich brauchte: den Umständen entsprechende Normalität.

Tim und Laura saßen bei der Familie, der Rest etwas weiter abseits, aber doch so nah, dass man sie als Freunde erkennen konnte und das war gut so, denn mit dem Besuch bei mir zuhause und mit dem Leichengang an diesem Tag und vor allem mit ihrem Verhalten mir gegenüber in dieser Zeit wurden sie es: Freunde. Ich war mir sicher, dass ich mich immer vertrauensvoll an sie wenden konnte, wenn ich Probleme hatte. Aber für jedes Vertrauen und für jeden Freund existieren Grenzen – wie ich es schon erwähnt hatte – und nicht alle verstehen Grenzen.

Ich verstand die Grenze auch nicht. Die Grenze zwischen normaler Trauerarbeit und dem respektlosen Verhalten gegenüber anderen, denen ich kurzerhand das Verständnis aberkannte, mit mir umzugehen. Ich entdeckte erst nach den Ereignissen, dass ich es eigentlich selbst gewesen war, der mich nicht mehr verstand, und nicht die anderen, denen ich es unterstellte. Ich veränderte mich in den Wochen der Trauer. Ich wurde ruhig und zog mich zurück und anstatt die Signale zu sehen, dass das Leben weiterzugehen hatte, grub ich mich ein und verletzte. Manchmal auch mit Absicht. Laura, die immer für mich da war in dieser Zeit, wurde von mir zurückgestoßen. Liebesentzug, Streit und was es sonst noch alles innerhalb einer Beziehung geben kann als Gift, war an der Tagesordnung. Tim hatte ich irgendwann gesagt, dass er mich einfach in Ruhe lassen sollte, ich könnte im Moment keinen ertragen. Die zwei Menschen, die ich liebte (Tim natürlich auf eine vollkommen unerotische, vielmehr seelenverwandtschaftliche Basis, ihr kleinen Ferkel!) stieß ich fort und es liegt in der Natur der Menschen, dass sie sich sammeln, wo ihnen Gleiches passiert war. Wer von einem Hochwasser heimgesucht wurde, packt gegenseitig Sandsäcke an sein Hab und Gut und an das der anderen, die ebenfalls vom Hochwasser heimgesucht wurden. Überlebende eines Absturzes oder deren Hinterbliebene sammeln sich in einer Trauergemeinschaft und gegen sich gegenseitig Halt. Perverse finden sich im Internet, aber das nur am Rande. Es war also nur eine Frage der Logik zu erkennen, dass sich Laura und Tim zusammaten, weil sie beide das gleiche Problem mit mir hatten. Mir war es zu dieser Zeit noch egal, doch irgendwann hob ich den Kopf und merkte, dass ich allein war. Keine Laura, die meine Hand hielt und mir Trost spendete, kein Tim, der es verstand, mich weiterzubringen. Stattdessen konnte ich die beiden in der Ferne sehen, wie sie miteinander ausgingen und sich Geheimnisse anvertrauten. Tim war mein Geheimnisträger, das ist unter besten Freunden völlig normal. Man erzählt sich gegenseitig das, wovon man glaubt, dass es kein anderer wirklich verstehen würde. Und wenn man dann merkt, dass man nicht mehr der alleinige Geheimnisträger ist, sondern eine andere Person, die einem nahe steht, dann kommt der Neid hoch – zumindest bei mir. Tim heizte den Wettbewerb wieder an, in dem ich, was Beziehung anging, nach Punkten vorne lag, da ich Laura hatte und er niemanden. Und jetzt holte er auf, zwar ohne Beziehung, aber mit Laura, denn die beiden lernten sich kennen und merkten, dass sie viel gemeinsam hatten.

Ich war ein Arschloch durch und durch gewesen – das war der Grund, weshalb Laura mir vorschlug, eine



Beziehungspause einzulegen. Ich hatte darin eingewilligt, weil ich dachte, ich würde es auch wollen. Dass Laura unsere Beziehungspause dazu nutzte, Tim näher zu kommen, das hatte ich weder bedacht, noch geplant, und auch nicht befürchtet, weil es nicht in meiner Wahrnehmung lag. Doch je mehr ich mich von beiden durch die Trauer entfernte, desto näher kamen sie sich. Bis irgendwann der Showdown kam – und ich verlor. Beide. Auf einen Schlag. Mit der Nachricht, dass sie sich ineinander verliebt hatten. Mit dem Zusatz, dass sie natürlich nichts dazu konnten, denn man suche sich ja schließlich nicht aus, in wen man sich verliebe, man tue es einfach. Mit der Fußnote von Laura: „Ich liebe dich noch, aber ich liebe jetzt auch Tim und wir haben uns so auseinander gelebt, dass ich für uns keine Zukunft mehr sehe.“ Und mit Tims Fußnote: „Das muss unsere Freundschaft nicht kaputtmachen, das schaffen wir.“

Nichts schafften wir. Weil ich es nicht wollte. Ich wollte nicht der Verlierer sein, der am Ende des Wettbewerbs dem Sieger die Hand schüttelte, weil es von ihm anstandshalber so erwartet wurde. Ich wollte nicht zum Netz laufen und grinsen und sagen: „Der Ball hätte beim Netzroller auch auf meiner Seite landen können, aber gut, es kam anders, also herzlichen Glückwunsch zum Sieg.“ Ich wollte kein Verständnis zeigen und keine Ehre. Ich wollte nur noch zerstören. Meiner Wut freien Lauf lassen und das tun, was ich mittlerweile am besten konnte: Krieg führen. Ich hatte mit Axel Hahnke Krieg geführt, ich hatte mit mir selbst Krieg geführt, mit meinem Bruder und eigentlich hatte ich auch die ganze Zeit über mit Tim eine Art Krieg geführt, wer der Bessere war. Weshalb also nicht weiter Krieg führen und schauen, wo man bleibt? Eine Strategie hatte ich schnell erdacht: Verständnis. Natürlich geheuchelt und mit besten Grüßen von den Hintergedanken. Ich gab mich als gescholtener, aber verständnisvoller Verlierer aus, sagte, dass ich irgendwann damit klarkäme und dass es schon in Ordnung sei, denn ich trüge ja selber eine Teilschuld mit mir herum. Ich denke, man glaubte mir zuerst aufrichtig. Man kannte mein wahres Gesicht nicht. Tim vielleicht, er war auch der, der Laura davon abriet, doch noch Kontakt zu mir zu haben – klar, welcher Kerl will schon, dass sich seine Freundin noch mit dem Ex trifft. Aber Laura tat es, denn sie liebte mich noch, auch wenn sie jetzt eine Beziehung mit Tim führen wollte. Sie sagte mir, dass sie manchmal deswegen ein schlechtes Gewissen habe und sich unsicher sei was die Beziehung zwischen ihr und Tim anging. Sie sagte mir auch, dass es schwer sei, denn ich sei ja nicht nur ihr Exfreund, sondern auch Tims bester Freund gewesen und für sie sei es manchmal so, als würde sie eine Beziehung mit uns beiden führen. Ich hörte es mir an, was sie sagte. Ich verarbeitete es und hielt mich zurück, Wutausbrüche und die mir verhasste Unkontrolliertheit hielt ich mir immer für Momente zurück, in denen ich komplett allein war. In diesen suchte ich auch nach Wegen aus der Krise – das hieß in meinem Fall, dass ich mir überlegte, wie ich es am besten schaffte, die Beziehung der beiden, die sich ja noch im zarten und damit leicht zu verletzenden Aufbau befand, möglichst unentdeckt zu zerstören. Mir war es egal geworden, was aus dem Verhältnis zu den beiden wurde. Laura hatte meine Liebe verspielt und Tim hatte sich noch dazu meinen unbändigen Hass aufgeladen, denn mehr noch als deine natürlichen Feinde kannst du die hassen, denen du erst dein Vertrauen geschenkt hast und die erst sehr spät zu deinen Feinden wurden.

Ich ließ weiter vertrauen. Vornehmlich durch Laura, denn sie war der schwache Punkt in der Laura-Tim-Konstellation, an dem ich mich wie ein Parasit langsam ansetzen und zehren konnte, bis das Bindestück brüchig wurde und die beiden auseinanderdrifteten. Und Laura vertraute mir. Aus dem Grund, der immer schon stark gewesen und immer noch stark genug war. Sie hatte mir immer vertraut und das vollkommen. Außerdem schätzte sie meine „Distanz und die Fähigkeit, den Verlust so gut verkraften zu können“. Ich war der Mann, der Tim am besten kannte und auch Laura verstand, also der beste Ansprechpartner, wenn es um diese beiden Dinge ging, wenn sie zusammenkamen. Natürlich war ich

gleichzeitig auch der schlechteste Ansprechpartner, denn ich war der Verlierer in dieser Gruppe. Nur dachte Laura nicht in dieser Kategorie und das machte es mir einfach, der von mir erwünschte Parasit zu sein. Berichte über Glück waren selten, denn die Beziehung zwischen Laura und Tim war von Anfang an mit dem Blutgeld verkaufter Freundschaft und brüchiger Liebe belastet. Es gab kaum Tage, an denen sich beide auf das Wesentliche konzentrieren konnten, denn ich spukte wie ein böser Geist zwischen ihnen herum, selbst zu den Zeiten, in denen ich es nicht selber wollte. Tim war eifersüchtig auf das gute Verhältnis zwischen mir und seiner Liebsten und noch dazu versicherte mir meine Ex, dass ich noch immer der Einzige war, der sie so gut und innig verstand wie schon immer. Das machte Tim wild und das wiederum mich zufrieden. Konnte Laura doch mal von Glück erzählen, nahm ich es hin, denn ich konnte nichts tun. Wann immer sie aber von Zweifeln, Unmut und Streit zu sprechen begann, wurde ich hellhörig und nutzte meine Chancen mit kleinen, fein durchdachten und dadurch kaum merklichen Kommentaren, giftigen Nebensätzen oder einfach auch nur berechnendem Schweigen, meinen Plan umzusetzen. Ich war aus dem Rennen, und doch schaffte ich es, diese Beziehung von innen heraus so porös werden zu lassen, dass es mir ein wahrer Festschmaus war, mich am wachsenden Unglück der beiden zu nähren.

Den Gipfel erreichte ich mit einer einfachen, aber effizienten Methode: Sex. Laura wollte mich immer noch. Es war der Anfang unserer Beziehung gewesen, diese körperliche Anziehungskraft und es zog immer noch, und das gewaltig. Natürlich hielten wir uns immer zurück, denn sie wusste, dass es nie mehr geschehen durfte – und ich wusste, dass es noch nicht geschehen durfte. Doch eines schönen Tages war der perfekte Moment gekommen. Streit zwischen den beiden – wegen mir. Laura den Fehler machend zum Grund des Streits zu fahren und sich dort trösten zu lassen. Ob sie wirklich diese Art von Trost im Sinn gehabt hatte, kann ich nicht sagen, aber ich gab ihr den Trost, den sie meiner Meinung nach brauchte. Genauso wie ich mir die Genugtuung gab, die ich brauchte. Und die gab ich mir mit dem großen Löffel! Nicht nur, dass ich genau wusste, dass Laura vom schlechten Gewissen geplagt, ihren Seitensprung beichten würde und Tim aus moralischen Gründen die Beziehung beenden würde. Nein, ich gab mir noch dazu das Gefühl, dass ich wieder der Bessere war, denn obwohl sie mittlerweile mit Tim zusammen war, war ich es mit dem sie schlief. Tim blieb meinem Wissen nach weiterhin Jungfrau, und ich meine nicht das Sternzeichen...

Es kam, wie ich es geplant hatte. Laura beichtete, Tim wütete und beendete und Laura weinte. Und als sei es nicht schon Triumph genug für mich gewesen, die beiden zerstört zu haben, setzte ich noch einen drauf und schlief weiter mit ihr. Ich machte ihr Hoffnungen und löste sie wieder auf. Mehrmals hintereinander unter dem Deckmantel, dass ich noch zu verletzt sei wegen der Geschehnisse und dass sie mir noch Zeit geben müsste, damit wir unsere Liebe neu entdecken konnten. Erst als es mir zu langweilig wurde, sagte ich ihr, dass ich sie nie mehr lieben würde können und dass es besser für beide sei, keinen Kontakt mehr zu haben. Ich war nicht mehr der Verlierer. Auch Tim war nicht wirklich einer. Der Ball landete überall – nur nicht auf Lauras Seite.

## | Arschloch deluxe

Bei jeder guten Feier gibt es diese separate Feier in der eigentlichen Festivität. Sie findet etwas abseits von den Geschehnissen statt und in ihren Zirkel finden nur die Personen, die es erstens verdient haben, dazuzugehören und die es sich erlauben können, eine Splittergruppe zu sein. Ich spreche natürlich von der

Küchenparty. Sie findet parallel zu der Hauptparty statt und hat nur eine kleine Gruppe auserlesener Gäste, die aber dafür umso mehr VIPs sind, denn sie kennen sich besser als die übrigen Gäste sich untereinander kennen und sie haben Gesprächsstoff, der sich auf jeder Party nur noch erweitern, statt dezimieren lässt. Die Küchenpartygäste haben das gewisse Etwas. Zwar kann jeder Küchenpartygast sein, aber eben nur in seiner speziellen Gruppe und auch nur in Rahmen seines eigentlichen Bekanntenkreises, denn wer eine Küchenparty feiert, hat tiefen Kontakt zu den anderen in diesem Zirkel. Eine Feier in der Feier und das nicht nur einige Minuten lang, sondern durchaus den ganzen Abend über, wenn es denn die anderen Gäste toleranterweise zulassen.

Zu meinen Küchenpartygästen zählten früher auf jeden Fall Laura und Tim, doch seit sich die beiden durch die Ereignisse regelrecht selbst eingeladen hatten, hatte ich meinen Vertrautenkreis neu sortiert und hatte solange daran gefeilt, bis ich die perfekte Mischung aus Spaßgesellschaft und ernstem Konsumgüterklischee erfüllt hatte. Meine VIPs waren zwei Männer und eine Frau, und diese war mehr als eine Frau, viel eher ein Kumpel, was die Sache für sie sehr schwer machte und für uns andere – sprich: die Männer – äußerst einfach, denn wir mussten uns keine Gedanken darum machen, ob wir uns in sie verliebten oder uns erregt fühlten. Es kam einfach nicht in den Sinn, denn man verliebt sich nicht in einen Kumpel, noch fühlt man sich körperlich zu ihm hingezogen, denn das machte ja den Kumpel aus, diese sexuell neutrale Stellung in unserem Leben. So war es also für uns kein Problem, wenn Sarah sich in unsere Runde kuschelte. Für sie allerdings schon, denn ihr war es zu mancher Zeit gar nicht recht, dass wir Männer sie alle nur als Kumpel und nicht als Frau sahen, denn sie war ja schließlich eine – zwar nur für Außenstehende, aber das veränderte die Basis ja nicht.

Dominik und Nils waren Dominik und Nils und das war auch gut so. Was früher Tim in einer einzigen Person gewesen war, waren diese beiden nun für mich. Dabei hatte ich die Qualitäten und die Problemlösungskompetenzen gerecht auf die beiden aufgeteilt. Nils war mein Gewissen. Er war ein durchweg guter und sozialer Mensch und er hatte immer dieses fast schon neurotische Helfersyndrom. Zwar behauptete er oft genug von sich, dass er sich nicht für die Probleme jedes Menschen interessierte, aber das nahmen wir ihm von Anfang an nicht ab. Zu groß war sein Ohr, zu offen seine Bereitschaft da zu sein, wenn man ihn brauchte. Dominik hingegen war der kleine Teufel auf meiner Schulter. Er verstand es, wie ein Arschloch und Klugscheißer dachte und wie er motiviert durch seinen Drang nach Perfektionismus zu handeln pflegte. Dominik wusste, was zu erreichen war und vor allem kannte er den Weg, den man gehen musste, um irgendwann dort zu stehen, wo man stehen wollte. Er war den Gang des Erfolges entlang geschritten und hatte in dieser Zeit Opfer gemacht. Nils dachte nicht in diesen Kategorien. Zwar verfolgte auch er konsequent seinen Weg und konnte seine Erfolge nachweisen und war auch zufrieden mit seinen Zielen, doch was ihn von Dominik unterschied, war der leicht kaltblütige Ehrgeiz, der Dom antrieb in seinem Denken und Handeln. Deswegen war Nils das Gewissen und Dominik die Versuchung. Mit Nils war jederzeit die Moral und die Sentimentalität zu diskutieren, er kannte sich mit diesen Themen aus und wusste immer einen guten Rat. Wenn ich allerdings über wahren Ehrgeiz und auch über die Verlockung seine Ziele durch Bauernopfer zu erreichen sprechen wollte, wandte ich mich an Dominik. Er war Arsch genug, das zu verstehen; bei Nils stieß ich an dieser Quelle auf Unverständnis. Tim hatte beide Seiten vereint, doch war er nicht mehr Teil meines Lebens, deswegen war ich gezwungen, seine Kompetenzen und Fertigkeiten auf Nils und Dominik aufzuteilen. The Good and the Bad – wobei diese Schwarzweißdarstellung mehr als nur eine reine Simplifizierung war. Sie war Abstrich auf das Nötigste. Natürlich waren Nils und Dominik viel mehr. Sie waren Freunde und die konnte man nicht auf das Nötigste zusammenschumpfen lassen, weil so etwas den

Freundstatus in seinen Grundfesten zerstört hätte.

Tims Freundstatus war seit nunmehr zwei Jahren nur noch eine Ruine, die immer mehr von Unkraut und Moos überwuchert wurde und bald kaum mehr als eine blasse Erinnerung sein sollte. Wir waren uns nach der Sache mit Laura einig gewesen, dass eine Frau auch eine starke Männerfreundschaft problemlos vernichten konnte und wir uns deshalb lieber „trennen“ sollten. Erst später wurde mir klar, dass vielmehr wir selbst unsere Freundschaft begraben hatten, durch den ewigen Wettbewerb. So waren wir getrennte Wege gegangen, hielten erst noch zögerlichen Restkontakt, stimmten dann aber nach einiger Zeit überein, dass wir das Sterben der Freundschaft nunmehr durch einen finalen Todesstoß beenden sollten. Nach fast acht Jahren brachen wir den Kontakt ab und ließen ihn nicht mehr aufleben. Es war vorbei. Mit Laura hatte ich noch ein paar Mal Sex. Es war der Akt an sich, der mich an sie band, nicht die Frau selbst und erst recht keine Gefühle, die ich für sie noch hätte haben können. Doch auch dies beendete ich nach einer Weile, weil ich merkte, dass es mich nicht voranbrachte. Und das hatte ich seit meinen Trennungen von Partnerin und bestem Freund am aller meisten gewollt: nach vorne zu kommen.

„Was heißt das für dich?“, fragte mich Dominik in meiner Küche und nuckelte an seinem x-ten Bier. „Nach vorne kommen kann ja alles bedeuten. Willst du Erfolg, willst du Anerkennung, willst du Macht? Das musst du schon wissen, wenn du sagst, du willst nach vorne kommen.“

„Ich will alles“, antwortete ich trocken und zog ein Glas Wodka-Feige in einem Schluck in meine Kehle. Sie brannte danach angenehm. Auch ein Gefühl, dass ich nach einigen Testläufen lieben gelernt hatte. Der sanfte Schmerz, den ich mir zuzog – er war mein Elixier, mein Lebensdurst. Ich brachte ihn mir in verschiedenen Situationen und verschiedenen Formen bei. Der emotionale Schmerz, der einen durchzuckt, wenn man eine Affäre beendet, die mehr hätte werden können, die einen aber mit unnötigen Gefühlen aufgehalten hätte. Der moralische Schmerz, den man verspürt, wenn man sich an seine alten Werte erinnert, die einem die Eltern hatten näher bringen wollen, die man aber für eine Handvoll Erfolg und Aufstiegschance über den Haufen geworfen hatte. Und natürlich der süße Schmerz der Selbstgeißelung. Das Erkennen, dass man noch längst nicht dort ist, wo man eigentlich sein will und sich deshalb anpeitscht, endlich den Weg weiterzugehen, statt an der Stelle festzukleben und sich Zufriedenheit vorzuheucheln.

„Wie fühlst du dich denn im Moment?“, fragte Dominik weiter. „Bist du zufrieden mit dem, was du erreicht hast oder willst du eigentlich ganz woanders sein?“

Er stellte immer die richtigen Fragen in solchen Situationen. Denn es waren die Fragen, die ich mir selbst oft stellte, zu deren Beantwortung mein Geist aber leider zu nah an meinem Herzen weilte. Ich brauchte einen Reflektor wie Dominik, der mir zeigte, was ich wirklich von mir wissen wollte, indem er mir ebendiese Fragen stellte und mir half, die Antworten zu finden, wo sonst nur sentimentaler und selbst vorgelogener Nebel war.

„Ich sag mal so“, begann ich und schüttete mir nach, prostete Dominik zu und sammelte meine Gedanken.

„Ich bin zufrieden mit dem, was ich bis jetzt erreicht habe. Ich meine, ich hab eine schöne Wohnung, ich hab einen Job, der mir sogar Spaß macht und ich kenne genug Leute, um mir selber sagen zu können, dass ich mit dieser Vielfalt von Bekanntschaften und Freundschaften zufrieden bin. Aber ich weiß, dass da noch mehr ist, was ich erreichen kann und ich will einfach nicht irgendwann aufwachen und über verpasste Chancen und Möglichkeiten stolpern, weil ich mich nicht zur richtigen Zeit getraut habe, sie beim Schopf zu packen und umzusetzen. Ich wache morgens auf und denke mir, dass ich schon einiges erreicht habe, was ich mir gewünscht habe. Aber gleichzeitig weiß ich, dass es mehr gibt und dass ich den Ehrgeiz und auch das Verlangen habe, dieses Mehr zu erreichen und irgendwann in meinen Händen zu halten.“

„Und was ist, wenn du beim Erreichen von diesen Sachen merkst, dass sie gar nicht wirklich die Dinge sind,

die du wirklich haben wolltest, sondern nur Placebos, die dir vorgaukeln, du wärst glücklich, obwohl du es gar nicht bist, weil du dich vom Glanz hast blenden lassen? Was ist, wenn du aufwachst und nicht über deine verpassten Chancen stolperst, sondern über den Haufen Scheiße, den du dir angesammelt hast, weil du dachtest, du könntest Gold draus machen?"

Arschloch, dachte ich mir. Warum muss er mich ausgerechnet jetzt in meinen Haufen Scheiße stoßen? Ich hatte mich doch gerade so schön damit eingelullt, dass ich eigentlich fett und zufrieden auf meinen Zielen saß und mich ausruhen konnte. Wieso musste er jetzt das ansprechen, was ich mir stets verordnet hatte, nicht zu denken?

Bevor ich zu einer Antwort ansetzen konnte, über dessen Wahrheitsgehalt ich niemals eine getreue Angabe hätte machen wollen, stieß Nils in die Runde. Er hatte ein Bier in der Hand und ein Grinsen im Gesicht.

„Na, ihr beiden Hübschen! Darf man stören oder wollt ihr gleich Petting machen?“ Er stellte sich an den Kühlschrank und grinste uns an. Ich war ruhig, komischerweise. Dominik hingegen meinte mit einem nicht mindergroßen Anflug von Sarkasmus: „Nils, du weißt doch, dass wir uns solche Ferkeleien immer für den flotten Dreier mit dir aufheben.“

„Ach, leckt mich“, gab Nils zu Protokoll und trank.

„Du vorne, ich hinten“, schlug ich Dominik mit einem Grinsen vor und schüttete wieder Wodka-Feige nach.

„Also, wir waren bei deiner Zufriedenheit und deinen Selbstlügen“, brachte Dominik das Gespräch wieder auf Niveau und hielt mir damit die Pistole auf die Brust, denn nun musste ich antworten. Zögerte ich zu lange, wussten beide, dass ich mir was aus den Fingern gesaugt hatte. Antwortete ich wahrheitsgemäß, konnte ich mir zumindest schon mal sicher sein, dass Nils es nicht gut fand. Ich ging das Risiko ein.

„Ich hab keinen Schimmer, ob ich irgendwann mal aufwache und unzufrieden bin, weil ich merke, dass ich ewig und drei Tage die falschen Ziele verfolgt habe. Aber ich wache lieber irgendwann damit auf, als mit dem Gewissen, dass ich mehr hätte haben können.“

„Willst du nicht lieber den kleinsten Nenner erwischen, bei dem du dir dann immer noch sicher sein kannst, dass du es wolltest und gleichzeitig zufrieden sein kannst?“, brachte sich Nils gekonnt ins Spiel.

„Dann müsste ich heute aufhören, was erreichen zu wollen“, antwortete ich, „denn heute bin ich zufrieden mit dem was ich hab und ich bin mir auch sicher, dass ich hier hin wollte. Aber ich will jetzt nicht aufhören. Es gibt noch so viel.“

„Ja, aber nachher bist du über Leichen gegangen und bist deswegen unglücklich“, meinte Nils dazu und schaute mich erwartungsvoll an. Normalerweise wäre dies der perfekte Ansatz für Dominik gewesen, der über Leichen gehen würde, verspräche er sich Vorteile dadurch. Im Gegensatz zu Nils. Doch er hielt sich ungewohnt zurück und schaute mich ebenso erwartungsvoll an wie mein Moralapostel.

„Dass jemand auf der Strecke bleibt, ist doch normal.“

„Du hast Tim und Laura verloren, das ist normal?“

„Was soll das denn jetzt, Nils?“, fragte ich leicht gereizt. Ich hatte es in den letzten Jahren immer vermieden gehabt, über die beiden zu reden, wenn es nicht direkt um die Ereignisse ging, die zwischen uns vorgefallen waren.

Nils stellte sein Bier zur Seite, immer ein Zeichen, dass er zu einem längeren Monolog ausholen wollte. Leider waren die Ergebnisse dieser Monologe bisher immer gewesen, dass er mir zeigte, dass er zumindest in Ansätzen Recht behielt. Nils hatte es nie aufgegeben, mich auf den rechten Pfad zurückbringen zu wollen.

„Damals warst du glücklich, oder? Du hattest einen besten Freund, mit dem du über alles reden konntest und eine hübsche Freundin, die dich liebte.“

„Und mich mit meinem besten Freund betrug“, warf ich genervt ein.

„Hat er nicht“, stellte Nils fest. „Er hat was mit ihr angefangen, ja, aber da waren du und Laura ja nicht zusammen gewesen. Also war es eigentlich kein Betrügen, sondern eher ein Chancennutzen, oder? Er hat die Chance gesehen, eine Frau zu bekommen, die Interesse an ihm zeigte. Problem war, dass es eigentlich deine Freundin war. Aber um sein Ziel zu erreichen, ist er über Leichen gegangen, die Leiche eurer Freundschaft. Sei doch mal ehrlich zu dir! Du hattest seitdem keine wirklich ernste Beziehung mehr. Du hast dich mit Affären und halbseidenen Beziehungen zugestülpt, die scheitern mussten, weil du den wichtigen Schritt nicht machen wolltest, dich mit Herz und Verstand hinzugeben. Du kannst das jetzt mit dem Umstand eines gebrochenen Herzens und dem Fehlen von Vertrauen in die Liebe erklären, aber letztlich bleibt es dabei, dass du die Sache beendet hast, nicht die Frau. Und du kannst mir nicht erzählen, dass dich so was glücklich und zufrieden macht!“ Monologpause. Die kannten wir und wir wussten auch, dass wir sie nicht füllen sollten, denn Nils wollte Spannung erzeugen, keine Kommentare hervorrufen. „Wenn du jetzt also auch in allen anderen Lebenslagen so ehrgeizig, aber herzlos reagierst, weil dir das Vertrauen und die Liebe zu dieser Sache fehlt, kommst du nicht weit“, fuhr er fort. Ich hatte mir mein Glas Wodka-Feige wieder gefüllt. „Geh ruhig über Leichen, wie es Tim auch getan hat! Mach die Leute fertig, die dir im Weg stehen, aber denk drüber nach, dass du am Ende vielleicht nicht zufriedener oder glücklicher sein wirst, als du es jetzt bist.“

„Wer sagt, dass ich über Leichen gehen will?“

„Du“, sagte Dominik und zeigte mit dem Finger auf mich. „Du sagst, du willst alles. Und Alles kann man nicht erreichen, wenn man zimperlich ist und über andere nachdenkt.“

„Du musst es ja am besten wissen“, stichelte Nils.

„Das Wichtigste ist“, meinte Dominik mit einem Blick auf Nils und dann wieder an mich gerichtet, „dass du nicht den Überblick verlierst, wer dir helfen will und wer dir im Weg steht. Du musst zwischen Freunden und Hindernissen unterscheiden können, sonst stehst du irgendwann allein da und das ist wirklich scheiße.“

„Der Unterschied“, wiederholte ich mit Pathos, „ist der, dass man kein normales Arschloch ist, mit Scheuklappen und rein egozentrischen Denken, sondern ein Arschloch deluxe, das seine Grenzen und seine Freunde nicht vergisst.“ Zwar rief dieser Ausdruck allgemeines Gelächter in unserer Küchenrunde hervor, doch wir drei wussten, dass es stimmte. Ein Arschloch kann jeder sein, dachte ich mir, aber wenn du mit Zufriedenheit und Frohsinn deine Ziele erreichen willst, musst du das besondere Arschloch sein.

„Na klasse“, rief Nils und hob sein Glas zum Toast. „Ihr wollt also Arschlöcher mit Charakter werden!“

## | Be Edward's

Diese Fragen stellen sich oft in Leben: Wo stehst du gerade und wo willst du hin? Was hast du erreicht und was willst du erreichen? Bist du glücklich und gibt es Dinge, die dich noch glücklicher machen könnten? Und manchmal kommt noch der Zweifel hinzu: Hättest du was anders machen können, um jetzt glücklicher zu sein, deine Ziele schneller erreichen zu können oder dahin zu kommen, wo du dich gerne sehen würdest? Es ist eine Definition von Schicksal. Für mich ist das Schicksal eine Verästelung von Möglichkeiten. Man steht am Anfang an einem Knotenpunkt, ein Fixpunkt, der unweigerlich der Start ist. Man hat verschiedene Möglichkeiten, seinen Weg einzuschlagen. Doch irgendwann, egal welchen Weg man am Start genommen

hat, landet man auf Fixpunkt Nummer Zwei, wieder so eine feste Größe im Leben – sozusagen ein Schicksalspunkt, das Rom deines Lebens, zu dem alle Wege führen. Von diesem zweiten Punkt gehen abermals mehrere Wege ab, viele Chancen und Hoffnungen, viele Möglichkeiten und auch Risiken, die man eingehen, aber auch umgehen könnte. Dann nimmt man einen Weg und geht voran. Und landet wieder an einem festen Punkt. Und so geht es weiter. Immer weiter. Bis man irgendwann da steht, wo einen das Schicksal letztendlich haben will.

Wenn ich die Augen zumache und mir mein persönliches Schicksalsgeflecht vorstelle, dann gibt es da einige Fixpunkte, die ich mir nicht wegträumen lassen möchte. Da ist einerseits meine Familie. Sie soll mir weiterhin Halt geben und mich in schweren Zeiten lenken können – hierbei schließe ich dann auch den Gedanken an eine eigene Familie ein, denn ich weiß, dass ich meine Familie, wie sie jetzt besteht nicht für ewig halten kann. Menschen sterben, Menschen lösen sich von einem und irgendwann findet in jedem Leben eine Erneuerung statt. Aber das Ziel Familie will ich beibehalten. Ein weiterer Fixpunkt sind meine Freunde. Auch sie geben mir Kraft und wissen, was in mir vorgeht. Ich hoffe sehr darauf, dass ich sie noch lange halten kann und dass mit der Zeit noch einige hinzukommen, die den Status Freund genauso verdienen, wie diejenigen, denen ich derzeit diesen Titel zuspreche. Es mag komisch klingen, aber der dritte Knotenpunkt, den ich im weiteren Leben derzeit für mich sehe, ist das „Edward's“.

Das „Edward's“ ist eine gemütliche, im englischen Stil gehaltene Kaffeebar, die abends und an den Wochenenden zu einer angesagten Lounge wird. Es gibt dort nicht nur den besten Kaffee, sondern auch die reichhaltigsten Whiskeysorten und als Krönung ein äußerst freundliches Personal. Ich halte mich gerne im „Edward's“ auf und trinke dort einen Kaffee und wenn es meine finanziellen Mittel zulassen, gehe ich auch mit Freunden und Kollegen abends auf einen Drink dorthin. Das allein macht den Laden aber nicht zu einem Fixpunkt, sondern vielmehr die Lebensart, die ich mit ihm verbinde. Denn im „Edward's“ gibt es zumeist zwei Personengruppen, die dort regelmäßig und in größerer Anzahl vertreten sind: die Studenten und die Geschäftsmänner. Die Studenten sitzen alleine oder in kleinen Gruppen an den Tischen und büffeln vor sich hin. Neben ihnen steht ein Becher dampfender Kaffee, der bei manchen von ihnen schnell den Dampf verliert, da er neben dem Lernstoff schnell vernachlässigt wird. Logischerweise gibt es auch die andere Sorte Studenten, die sich mehr um ihren Kaffee als um ihren Lernstoff kümmern. Viele sitzen vor einem Notebook und tippen wild in den Tasten, um Arbeiten und Recherchen zu vollenden. Die Geschäftsmänner treten zumeist in Rudeln auf und sammeln sich um die großen Tische. Sie halten Meetings in einer entspannten Atmosphäre ab und trinken nach erfolgreichem Ablauf ein Feierabendbier oder stoßen mit einem guten Whiskey auf das kommende Geschäftsjahr an. Sie tragen ausgewählte Anzüge, die fein geschnitten sind, mal edel, mal sportlich, mal mit und auch mal ohne Krawatte. Aber eines haben sowohl Studenten als auch die Geschäftsmänner gemein und ich glaube, es ist auf die Atmosphäre des „Edward's“ zurückzuführen, dass dieser Umstand auf beide Personengruppen gleichermaßen überspringt: sie sind lässig. Mit einem entspannten Ton und meist einem Grinsen auf den Lippen suchen sie die Ruhe in ihrer Lounge. Im Hintergrund läuft in mäßiger Lautstärke beruhigende Elektronik- oder sanfte Bluesmusik, das Licht ist angenehm reguliert und lädt zum Verweilen ein.

Ich weiß, dass ich irgendwann zu der Gruppe der entspannten Geschäftsmänner gehören will, der in einer kleinen Gruppe in seiner Lieblingslounge ein Meeting abhält und auf einen einigermaßen erfolgreichen Werdegang zurückblicken kann. Und ich weiß auch, dass der Weg dorthin wahrscheinlich auch für mich über das Leben eines entspannten und lernenden Studenten laufen wird, denn auch wenn es immer mehr

Quereinsteiger gibt, sind die Akademiker immer noch eine meist viel gefragte Spezies. Erfolg, das ist ein Umstand, den ich erreichen möchte. Mit Erfolg verbinde ich auch Glück, denn beides baut aufeinander auf. Ein erfolgreicher Mensch kann sich meist entspannter auf sein Glück konzentrieren, aber auch ein glücklicher Mensch hat meist den Antrieb, etwas aus seinem Leben zu machen, sprich, Erfolg zu haben.

Ich sehe mich als glücklicher, entspannter Mensch im „Edward's“ sitzen, mit einem guten Kaffee oder gerne auch einem ausgewähltem Whiskey auf dem Tisch, mit befreundeten Kollegen um sich herum, an manchen Tagen auch rund um ein Notebook versammelt, auf dem man gemeinsam die neusten Ideen und Träume und die Erfolge seiner Firma betrachtet. Irgendwann schaue ich auf die Uhr und werde gehen. Denn Zuhause wird mich bald eine Frau empfangen, die ich über alles liebe und mit der ich grenzenlos glücklich sein kann. Wir haben uns beim Studium oder durch Freunde kennen gelernt, haben uns Zeit gelassen mit dem Zusammenfinden und dem Verlieben und konnten dadurch eine tiefe und ehrliche Beziehung aufbauen. Wir spielen mit dem Gedanken zu heiraten und wir sprechen offen über das Thema Kinder, das mit jedem Monat näher in den Fokus rückt und ein bisschen wichtiger für uns beide wird. Auf dem Weg nach Hause klingelt mein Handy, einer meiner langjährigen und besten Freunde ist dran und lädt mich zum Wochenende zum traditionellen Umtrunk ein. Ich werde hinfahren und mit ihnen lachen und trinken. Rauche vielleicht eine kleine Zigarre oder lehne dankend ab, wenn man mir eine anbietet, da ich erfolgreich aufgehört habe zu rauchen und stolz auf meine Willenskraft bin. Ich feiere mit ihnen alleine, denn das muss manchmal sein, so ein Abend unter alten Freunden, ohne den Partner. Das erinnert einen daran, wo man herkommt und was einem noch wichtig ist. Den Partner lädt man am nächsten Abend zu einem Diner und zu einem Theaterbesuch ein, die Karten hat man über seine guten Kontakte günstig und schnell bekommen können. Sie sind ein Geschenk für den Partner, der nicht mit solchen Aufmerksamkeiten gerechnet hat, auch wenn er schon öfters mit solcher Art Präsent überrascht wurde.

Ja, so sehe ich mich in der Zukunft. Ich habe es zu etwas gebracht, weil ich das besondere Arschloch geblieben bin und einen einzigartigen Charakter entwickeln konnte. Und ich bin zufrieden mit meiner Wahl und schätze mich glücklich, diese Wege eingeschlagen zu haben, auch wenn ich mir insgeheim sicher bin, dass ich meine Ziele durch das Schicksalsgeflecht auch anders hätte erreichen können.

Die Zukunft beginnt bekanntlich schon morgen. Morgen ist heute dann gestern und du ein Stück weiter im Leben – wenn alles gut geht. Ich habe viel vor. Ich habe da dieses Szenario im Kopf, das mich gerne an die Zukunft denken lässt. Aber es gibt da auch den anderen Blickwinkel. Den skeptischeren.

Der regelmäßige Atem meiner Verlobten liegt neben meinem Ohr. Ich spüre die warmen Hüften, die sich nur hauchdünn an meinen Körper schmiegen und mich so zart wie ihre Liebe zu mir berühren. Am Fußende liegt unsere Katze, auch sie schläft ruhig und strahlt Zufriedenheit aus. Ich liege wach, habe die Arme hinter dem Kopf gekreuzt und starre an die Decke. Kleine schwarze Punkte tanzen vor meinen Augen, weil ich mich so stark auf das Weiß konzentriere, das im Halbdunkeln nicht wirklich zu erkennen ist. Eigentlich müsste ich schlafen, denn morgen wird ein harter Tag im Büro. Aber ich kann nicht schlafen. Denn ich mache mir Sorgen. Sorgen um mich und mein Seelenheil. Bin ich das wirklich, frage ich mich und atme einmal tief ein. Wo stehe ich gerade und wo will ich hin? Was habe ich erreicht und was will ich noch in Zukunft erreichen? Bin ich wirklich glücklich oder gibt es Dinge, die mich noch glücklicher machen könnten? Und dann ist da der direkte und gefräßige Zweifel: Hätte ich etwas anders machen können, um jetzt glücklicher zu sein?

Diese Gedanken gehen nie verloren. Sie werden mein ewiger Begleiter sein, denn ich bin ein Arschloch mit Charakter. Und das ist nie zufrieden mit sich und dem Status Quo. Es lechzt nach Entwicklung, nach



Veränderung, nach der Perfektion. Manchmal im Schatten der Dinge und manchmal im gleißenden Licht. Immer. Das ist der Antrieb, der das Arschloch mit Charakter treibt. Das ist seine Passion.

Und manchmal auch sein Untergang.

| Dank

| den wahren Freunden, die sich immer bedeckt halten, wenn es angebracht ist und immer dann die Klappe aufreißen, wenn der richtige Moment kommt...

| dem „Caffè Mocca, regular, ohne Sahne, zum hier trinken“, und den damit verbundenen netten Personen im Café „Edward's“, die mich dadurch am Leben erhalten und somit indirekt diese Zeilen möglich gemacht haben...

| den Menschen, die mir jemals Schmerz zugefügt haben, denn auch sie trugen dazu bei, mich zu dem zu machen was ich jetzt bin. Ob dies wirklich ein dankenswertes Ergebnis ist, lasse ich jetzt für jeden einzelnen im Raum stehen.